This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

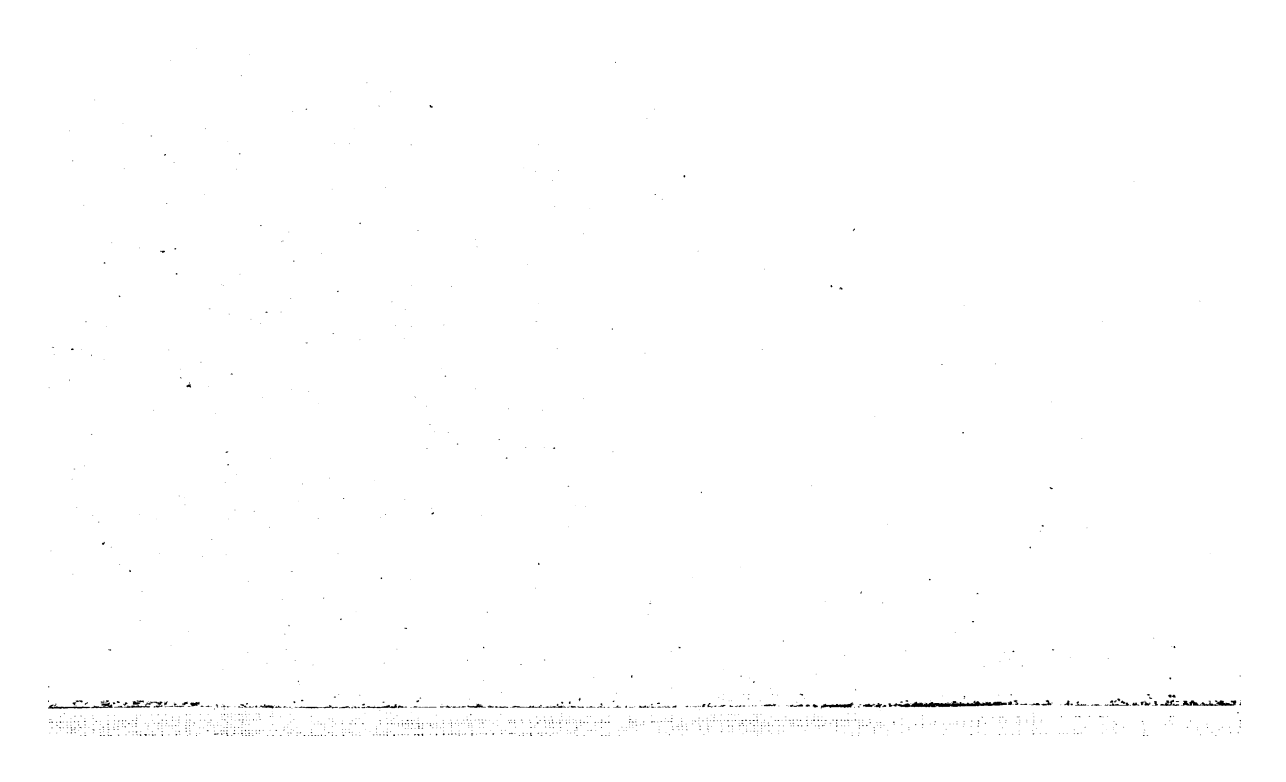
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



6039

Bd. 6

NAS
Glatz

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Leop. Beyer sc.

Neue Jugend-Bibliothek;

belehrende und angenehme

Unterhaltungen

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

zur

Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens.

Von

Jakob Glatz,

k. k. Consistorial-Rathe.

Sechstes Bändchen.

Wien, 1817.

Bey Heubner und Volke.

THE·NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762892 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

I.

Der verkannte Sohn.

Immer und standhaft gewandelt den Pfad des Rechten und Guten,
Mancher erbitterte Feind lächelt dir freundlich am Ziel.
Endlich wird es erkannt das Schöne und Gute am Edlen,
Und es wandelt sich ihm Wermuth in Honig dann um.

Der Commerzien-Rath Langfeld galt in seinem Wohnorte, der Residenzstadt eines Deutschen Fürsten, für einen wohlhabenden und gutmüthigen Mann. Man schätzte seine rastlose

*) Schon einmahl, vor funfzehn Jahren, gedruckt, aber wenig bekannt geworden, und daher hier von neuem mitgetheilt.

KRAUS 24DEC84

Geschäftigkeit, und liebte sein unbefangenes, treuherziges Wesen. Die, welche näher um ihn waren, kannten seine Schwächen, ertrugen sie aber in Geduld, um seiner übrigen guten Eigenschaften willen. Tiefer in das Wesen und den Zusammenhang einer Sache einzudringen, war ihm nicht gegeben. Die ersten Eindrücke entschieden bey ihm. Schlauköpfe konnten ihn lenken und beherrschen wie sie wollten.

Mehrere Jahre lang hatte Langfeld in der glücklichsten Ehe gelebt. Seine Gattinn, Henriette, war eine kluge, liebenswürdige Frau, ganz dazu geeignet, das Hauswesen eines so gutmüthigen, dabey aber leichtgläubigen und kurzsichtigen Mannes, als Langfeld, weise zu regieren. Als Mutter von zwey noch unerzogenen Kindern starb sie in der Blüthe ihres Lebens, leider! viel zu früh für ihren Gatten und die zwey kleinen Söhne.

Emmerich, das älteste von diesen Kindern, war eben acht, und Julius etwa über sechs Jahre alt, als sie den frühzeitigen Tod

ihrer Mutter beweinten. Langfeld hatte seine Gattinn innigst geliebt, und betrauerte lange ihren Verlust aufrichtig und mit kummervollem Herzen. Er fühlte bald, wie unendlich viel er in Henrietten verloren habe. Seine häuslichen Angelegenheiten geriethen allmählich in Unordnung; es fehlte die emsige kluge Hausfrau, die sie so verständig zu leiten wußte. Heirathen wollte er nicht mehr, und doch bedurfte er für seine Kinder einer mütterlichen Pflegerinn, für sein Hauswesen einer erfahrenen und gewandten Wirthinn.

In einer benachbarten großen Stadt wohnte seine Schwester, Antoinette. Ihr Mann war vor kurzem gestorben. Das Stadtgerücht nannte sie die Hauptursache seines Todes, und verglich sie mit des weisen Sokrates Ehefrau, Xantippe. So viel ist gewiß, daß Antoinette eines der eitelsten Weiber und unersättlich in der Befriedigung ihres Hanges zur Koketterie war, daß sie ihren gutherzigen Gatten beherschte, oder besser tyrannisirte, und seine Cassen durch ihre Verschwendungen häufig erschöpfte.

Zu spät wollte er ihr darin Grenzen setzen; sie schmollte und tobte und verbitterte ihm auf mancherley Weise das Leben. Von dieser Zeit an trug er einen stillen, tiefen Gram mit sich herum, den er mit in's Grab nahm, das nach wenigen Monathen seine entseelte Hülle empfing.

Es war ein unglücklicher Gedanke, auf den Langfeld gerieth, seine Schwester Antoinette an sich zu ziehen, und sie in die Stelle seiner verstorbenen Gattinn einzusetzen. Was konnte man sich von einer so eitlen, nur Prunk und rauschende Freuden liebenden Frau versprechen! Aus empfindsamen Romanen hatte sie sich einen unnützen Schwall von hochtrabenden Worten gemerkt; dieß war ihre ganze Bildung; ihr Herz fühlte wenig; ihre Worte verriethen deutlich, daß es bloß gelernte Worte seyen; die wahre Herzenssprache traf sie nie.

Indeß, Langfeld lud sie zu sich ein, „sie sollte ihm, wie er ihr schrieb, Henriettens Verlust ersetzen, sein Hauswesen in Ordnung erhalten, und bey seinen zwey Kindern Mutterstelle vertreten. Dafür sollte sie als Frau des Hau-

ses angesehen werden, und alles, was er Sein nenne, sollte ihr, gleich ihm, zu Gebothe stehen.“

Antoinette nahm mit Freuden diese brüderliche Einladung an. Ihre Eitelkeit gewann neue Aussichten. Sie wußte, daß es ihr leicht seyn würde, den Bruder zu beherrschen, und am Gängelbande ihrer Launen nach Gutdünken zu leiten. Nach zwey Monathen wollte sie ihren Einzug in sein Haus halten. Der gutmüthige Bruder machte Anstalten, sie so gut als möglich zu empfangen. Sie erschien, und Langfeld versprach sich davon ein neues, glückliches Leben.

Schlau genug wußte Antoinette gleich in den ersten Tagen das Herz ihres Bruders für sich einzunehmen. Die süßen Worte, die aus ihrem Munde, nicht aus dem Herzen, flossen, schmeichelten dem gutmüthigen Manne; sie kannte längst seine Schwächen, und benutzte sie zu ihrem Vortheile. Er schenkte ihr sein volles

Zutrauen, und bald war die Obergewalt im Hause in ihren Händen.

Antoinettens vorzüglichster Beruf in dem Hause des Bruders sollte die Erziehung ihrer zwey Neffen seyn. Ach, die armen Kinder waren unmütterlichen, schlechten Händen anvertraut! Sie sollten die als Mutter ansehen, der alles Gefühl von wahrer Zärtlichkeit und Liebe mangelte. Beyde Brüder waren sich in den meisten Stücken sehr unähnlich. Emmerich war von der Natur mit schönen Anlagen ausgestattet, es lagen herrliche Keime zu einem edlen Menschen in seiner Brust. Aber wie oft der rohe, unpolierte Diamant dem Nichtkenner als ein gemeiner Stein, ohne innern Werth, erscheint: so erschien auch Emmerich mit allem Guten, das ihm eigen war, den meisten Augen ohne Werth. Das Aeußere entsprach seinem Innern nicht; körperliche Schönheit mangelte ihm gänzlich; er hatte etwas Finsteres und Zurückschreckendes in seinem ganzen äußerlichen Wesen; aber seine rauhe Hülle barg ein treffliches, vielversprechendes Herz. Er war ein ro-

her Diamant, den der Unkundige verächtlich auf dem Wege liegen läßt, und nur der Kenner gehörig zu schätzen weiß.

Ganz anders erschien Julius. Mit einem flatterhaften, leichten Sinn verband er jene blendende Artigkeit, die leicht einnimmt, ob ihr gleich nichts weniger als eine schöne Seele zum Grunde liegt. Echter, herzlicher Gefühle war sein Herz nicht fähig; sein Talent berechtigte zu keinen großen Erwartungen; aber sein äußerer Schein, sein Frohsinn, sein gefälliges, geschmeidiges Wesen täuschte.

Emmerich hatte seine Mutter innig geliebt; denn sie verstand Schein von Wahrheit zu unterscheiden und verkannte ihn nie, zog nie die blendende Aussenseite des jüngeren Bruders vor, war gerecht gegen beyde. Ihr Tod schlug ihm eine tiefe Wunde. Sie war fast das einzige Wesen, das ihn unparteyisch zu schätzen wußte, und ihm die Liebe schenkte, die er verdiente. Außer ihr verkannte ihn beynahe jedermann.

Als Antoinette in des Bruders Hause ankam, flog der flatterhafte Julius, der den Ver-

luſt der Mutter längſt vergeſſen hatte, ihr mit aller Freundlichkeit entgegen, küßte ihr die Hand, reichte ihr einen Blumenſtrauß, ſchmiegte ſich an ſie, und ſagte, daß er ihr immer recht folgen wolle. Sein artiges Benehmen bezauberte ſie ganz; ſie gab ihm einen Kuß, und hieß ihn ihren kleinen Engel.

Verſchieden von dieſem Benehmen war das Benehmen Emmerichs. Er hatte noch nie Antoinetten geſehen. Der Vater hatte ihm aber viel Gutes von ihr erzählt, und er freute ſich aufrichtig auf ihre Ankunft und daß ſie ſeine Pflegemutter werden ſollte. Das Bild ſeiner entſchlummerten Mutter ſchwebte ihm ſtets lebendig vor der Seele; er trug dasſelbe auf Antoinetten über, und ſtellte ſich unter ihr eine gleich ſanfte, einfach gekleidete und eben ſo liebreiche Frau vor, als Henriette war; aber wie ſehr fand er ſich in ſeiner Vorſtellung getäuſcht, als er ſeine Pflegemutter zum erſten Mahle erblickte! Ach, ſie ſchien ihm ſo ſtolz, ſo erkünſtelt freundlich, ſo gebietheriſch, ſo hingegeben der Mode, kurz, ſo unähnlich ſeiner ſeligen Mut-

ter, daß er sich nur mit langsamen, zaudernden Schritten ihr nähern konnte. Antoinettens schlauen Blicken entging dieß nicht; sie las in des Knaben Seele, und las richtig. Ihre Eitelkeit ward dadurch sehr angegriffen, und sie hatte nicht so viel Gewalt über sich, dieß zu unterdrücken. Empfindlich redete sie Emmerichen, der sich ihr schüchtern und unentschlossen näherte, in einem etwas unfreundlichen, merklich kalten Tone an, der schneidend für sein zartfühlendes Herz war. Gleichgültig ließ sie ihn lange vor sich stehen, und verdoppelte absichtlich die Liebkosungen gegen seinen Bruder. Endlich redete sie ihn wieder an. Nun, sagte sie, du stehst ja da, als eine Korinthische Säule! — Kann es doch in dem Krater des Aetna nicht finstrer aussehen, als in deinem Gesichte! — Mußt nicht so gewittermäßig aussehen. — Sieh, du sollst ja von nun an mein Sohn, und ich werde deine Mutter seyn.

Bey dem Worte *Mutter* trat von neuem Henriettens Bild vor seine Seele. Ein schmerzhaftes Gefühl durchschnitt seine Brust. Er fing

bitterlich zu weinen an. Antoinette legte seine Thränen unrichtig aus; sie glaubte, daß sie ihr gälten, und seinen Unwillen darüber, daß sie nun seine Mutter werden sollte, ausdrückten. Er wollte ihr die Hand küssen. Sie zog sie zurück, und streichelte des geschmeidigen Julius Wangen damit. „Da ist doch dieser Engel," sagte sie, „ein ganz anderes Kind!" Der Vater stand dabey, und brach in Vorwürfe über das halsstarrige, unkindliche Betragen des verkannten Emmerich aus. Er riß ihn von Antoinetten, und befahl ihm, sich zu entfernen.

Mit zerrissenem Herzen ging Emmerich in die Kammer. Sein ganzes Innere war angegriffen. Er meinte es so redlich, so gut! und ward dafür so unedel verkannt! Er lehnte in einem Winkel seine glühende Stirne an die kühle Wand und schluchzte. O meine gute Mutter! seufzte er, und sein Herz wollte brechen vor Gram und Schmerz.

Bisher war es in Langfelds Hause still und häuslich zugegangen. Henriette liebte das rau-

schende Vergnügen nicht, ihr Herz war nur für die sanftern Freuden des ruhigen Familienlebens geschaffen; in dem kleinen Kreise der Ihrigen, den zuweilen ein Paar redliche Freunde des Hauses vergrößerten, fühlte sie sich froh und zufrieden, und mied — so gut es anging — alle Zerstreuungen außer dem Hause; dieses war stets ein Tempel schöner, freundlicher Häuslichkeit, Ordnung und gegenseitiger Liebe.

Diesen Sinn hatte Antoinette nicht. Gewöhnt an ein zerstreuendes, prunkvolles Leben, an kostspielige gesellschaftliche Vergnügungen, mißfiel ihr die einfache Lebensart ihres Bruders. „Sie ist zum Einschlafen einförmig!" sagte sie, und suchte ihn davon abzubringen. Sie vermochte viel über ihn; mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit überließ er es ihr, die nöthigen Veränderungen zu treffen. Sie mißbrauchte seine Gutherzigkeit.

Vorerst fiel ihre Reformationssucht auf die Zimmer. Sie waren ihr zu altmodisch angestrichen, zu ärmlich möblirt. Sie ließ sie neu mahlen, und mit Arabesken nach ihrem Geschma-

Langfeld sah alles wohl ein, und war geneigt, den gutmüthigen Rath des Freundes zu befolgen. Allein Antoinettens schlaue Künste wußten seine Plane zu vereiteln, sie machte ihn bald die Vorstellungen der Freundschaft vergessen, er überließ sich auch ferner mit der auffallendsten Sorglosigkeit ihrer Leitung, und sie verwickelte ihn immer mehr in ihre Fallstricke.

Das wichtigste, die Erziehung der zwey Kinder, ward bey der von Antoinetten eingeführten Lebensart ganz vergessen. Emmerich und Julius blieben sich größten Theils selbst überlassen. Man begnügte sich damit, ihnen täglich einige Lehrstunden geben zu lassen, übrigens bekümmerte man sich um die Veredlung ihres Herzens wenig oder gar nicht.

Emmerich fühlte sich unglücklich. Die Natur hatte ihm ein feines, tiefes Gefühl geschenkt. Er wollte sich so gern an gute Menschen, die ihn verständen, anschließen, aber die Menschen verkannten ihn, ahndeten nicht einmahl die Güte seines Herzens. Sein Aeußer-

liches, das er sich nicht selbst gegeben hatte, hielt so manchen zurück, sich ihm zu nähern und sein Freund zu werden; ach, und nach diesem Aeußerlichen beurtheilte man ihn durchgängig! Die Gleichgültigkeit und Kälte, mit der man ihn behandelte, die Zurückhaltung, die man gegen ihn bewies, der Schein von Recht, mit dem man seinen Umgang mied, dieß alles fühlte er tief und schmerzhaft, und doch mußte er seine herbe Empfindung unterdrücken, denn Bescheidenheit und Gutherzigkeit erlaubten ihm nicht, es andere verstehen zu lassen, daß man ihm Unrecht thue. Doppelt schmerzte ihn die unbillige Behandlung, die er von Antoinetten und durch ihre Schuld auch von seinem irregeführten Vater erlitt.

Antoinette hatte gleich in der ersten Stunde einen starken Widerwillen gegen Emmerich gefaßt. Der unschuldige Knabe hatte sie an der empfindlichsten Seite angegriffen; er hatte ihre Eitelkeit gekränkt und dadurch für immer ihr Herz von sich entfernt. Sie konnte ihm diese Beleidigung nicht vergessen. Mit zurückstoßen-

der Sprödigkeit betrug sie sich von nun an gegen den verkannten Emmerich, mit übergroßer, erkünstelter Zärtlichkeit gegen Julius. Es war ihr ein leichtes, auch Langfelden gegen den ältern Sohn einzunehmen. „Den hat Gott gezeichnet!“ sprach das unbedachtsame Weib mehrmahls, „die Natur hat ihm den Steckbrief auf die Stirne geschrieben! sein böses Herz spiegelt sich in seinem Gesichte!“ Die unschuldigsten Handlungen Emmerichs wußte sie in dem zweydeutigsten, gehässigsten Lichte darzustellen, die bescheidensten, arglosesten Worte unrichtig und zu seinem Nachtheile zu deuten; hingegen war alles allerliebst, scharmant, natürlich, zum Entzücken, was Julius sprach und that.

Was Wunder, wenn sich in Emmerichs Herz, das das Unrecht, welches man ihm zufügte, zu sehr fühlte, ein Zug von Verschlossenheit und Bitterkeit einschlich. Er suchte, sich selbst genug zu seyn, und sich über das Urtheil derjenigen hinwegzusetzen, die seiner Liebe nicht werth waren.

Noch war er nicht unglücklich genug. Böse Blattern überfielen ihn und seinen Bruder. Julius kam glücklich davon; sie ließen keine Spur auf seinem glatten Gesichte zurück. Allein Emmerich, gegen den Natur und Menschen verschworen schienen, litt viel von ihnen. Die Pocken hatten seinen ganzen Leib, besonders das Gesicht völlig bedeckt. Auf diesem ließen sie viele Gruben und ein Paar große Schrammen zurück. Was konnte noch mehr geschehen, ihn einem Weibe von Antoinettens Denkungsart vollends widerlich zu machen! —

Von dieser Zeit an wurde Emmerich noch mehr der Gegenstand der unverzeihlichsten Ungerechtigkeit im väterlichen Hause. Antoinette verrieth deutlich genug ihren Widerwillen gegen ihn. „Der häßliche Junge! wenn ich ihn nur nicht unter meinen Augen haben müßte! der schrammige Tuckmäuser ist mir ein Dorn im Auge! die widerliche Mumie macht unserm Hause nur Schande!“ Dergleichen Reden führte Antoinette alle Tage; wie konnte es anders kommen, als daß jedermann im Hause sich von

Emmerich zurückzog, und dafür bloß seinem jüngern Bruder schmeichelte! Dieß verdarb Julius Herz vollends; er machte in der Verstellungskunst große Fortschritte, und fiel nach und nach in alle Fehler, die aus der Häucheley, diesem verpesteten Sumpfe und Quelle der Laster, entspringen.

Emmerich wurde von seinen Aeltern fast nie in Gesellschaft mitgenommen, und wann sie ein Gastmahl gaben, durfte er nur selten mit an der großen Tafel speisen, sondern mußte es sich gefallen lassen, in einer Nebenstube, abgesondert gleich einem Verpesteten, allein zu essen. So war es nicht mit Julius. Wollte es sich nur thun lassen, so nahm man ihn immer mit, wohin man eingeladen war, und zu Hause spielte er gewöhnlich bey Gastereyen eine große Rolle. Antoinette flößte ihm geflissentlich bey jeder Gelegenheit eine Abneigung gegen seinen Bruder ein. Es gelang ihr dieses nach Wunsche. Der herzlose Julius unterdrückte alles brüderliche Gefühl, machte sich oft über Emmerich hin-

ter dem Rücken lustig, verbarg aber in seinem Umgange mit ihm diese häßliche Seite seines Herzens, und häuchelte dem nicht lange getäuschten Bruder Freundschaft und Liebe vor.

Der Aufenthalt in dem väterlichen Hause ward Emmerichen mit jedem Tage lästiger. Er sehnte sich in die weite Welt, um da irgendwo Trost und Beruhigung für sein niedergedrücktes Herz zu finden. Mehrmahls wollte er, ohne Vorwissen seines Vaters, die Stadt verlassen, und in einer fremden Gegend die Liebe suchen, die ihm von allen, welche ihm die nächsten waren, ungerechter Weise versagt wurde. Allein die Stimme der Vernunft rief ihm tief in seiner Seele zu: Bleibe, wo du bist, und dulde beherzt das Unrecht, das man dir zufügt!

Langfeld besaß mehrere Gärten. Einer derselben stieß an einen Forst. Emmerich besuchte ihn oft, und bath seinen Vater um die Erlaubniß, in dem Gartenhause, das darin stand, sich aufhalten und seine Schularbeiten verrichten zu dürfen. Antoinetten kam diese Bitte recht erwünscht. Sie wurde auf diese Weise des ihr

verhaßten Emmerich los, und ſtimmte daher ihren Bruder zur Erfüllung des Geſuchs.

O wie glücklich fühlte ſich Emmerich, da ihm das Gartenhaus zum unumſchränkten Gebrauche überlaſſen wurde! Der Getäuſchte ſah dieß als einen Beweis von väterlicher Liebe an, und ſein Gram ging in eine frohe Wehmuth über. Er ſchaffte noch an demſelben Tage ſeine Bücher und andere Habſeligkeiten in das Gartenhaus, und ſchwelgte in dem Genuß der ſtillen Einſamkeit, die ihn jetzt umgab. Seine Zeit war nun ganz den Wiſſenſchaften geweiht. Mit ganzer Seele griff er alles an, was er anfing, ruhte nicht eher, bis er es zu Ende gebracht und ſeine Wißbegierde befriedigt hatte, vergaß in ſeinen eifrigen Beſchäftigungen die Auſſenwelt und die Kränkungen, die ihm widerfuhren, und erſchuf ſich ſo nach und nach in ſeinem Innern eine Welt, in der es ihm glücklicher ging als in der wirklichen. Seine Arbeiten gelangen ihm immer beſſer; dieß gab ihm das verlorne Zutrauen zu ſich ſelbſt wieder; er fühlte ſich als ein beſſerer Menſch, der

einst mit seinen Kräften und Einsichten seinen Brüdern werde nützen können, und so ging ihm ein neues, freundliches Leben auf, und er empfand oft, was du, o sanfter Matthisson! so schön sagst:

„Wem Selbstgefühl den Busen schwellt,
„Der trägt im Innern eine Welt,
„Wo keine Stürme dräun!

War sein Geist durch Anstrengung und anhaltendes Studieren ermüdet, so lief Emmerich in den nahen Forst, durchstreifte seine Gänge, und labte sich an den Aussichten, die einige Plätzchen in demselben gewährten, oder er lagerte sich aufs weiche Moos in den Schatten eines Baumes, und sah mit froher Seele in das väterliche Haus unser aller, in die schöne Natur, die ja aller Freundinn ist, keinen zurücksetzt, keinen verkennt. O wie wohl ward es ihm bey dem Genusse ihrer Reitze, den ihm kein Neid und keine Ungerechtigkeit verbitterte! Die Augen standen ihm oft voll Thränen, wenn

er, der von allen Verlassene, sich hier nicht verlassen, sich befreundet sah durch die Natur mit dem bessern Theile der Menschen, und mit dir, o Vater, den alle Guten kindlich verehren!

Emmerich hatte von der Natur Anlage zur Dichtkunst erhalten. War er von ernstern Geschäften frey, so überließ er sich gern seinen Gefühlen und der lebendigen Einbildungskraft, die über sein Leben einen heitern Schein verbreitete. Seine dichterischen Versuche versprachen für die Zukunft edlere Früchte.

Ach, daß seine Glückseligkeit, die er in der Einsamkeit empfand, nicht ununterbrochen fortwähren konnte! Die kältere Jahreszeit näherte sich, und Emmerich mußte das Gartenhaus verlassen, und wieder in das Haus seines Vaters ziehen. Neue Kränkungen, neues Unrecht, neue unangenehme Empfindungen harrten seiner.

Es schmerzte ihn, als er seinen Bruder Julius zufälliger Weise von mancher häßlichen Seite des Herzens kennen lernte, und sich in ihm so sehr getäuscht sah. „Er ist der nicht,

für den er sich ausgab, er ist der gutdenkende Bruder nicht, für den ich ihn hielt!" sagte Emmerich zu sich selbst, und hegte von nun an gerechtes Mißtrauen gegen die Schmeicheleyen des geschmeidigen Julius. Es thut jedem, dessen Gefühl nicht ganz abgestumpft ist, immer sehr weh, sich in denjenigen getäuscht zu finden, denen man eine edlere Gesinnung zutraute, und man ist nur zu häufig geneigt, die Liebe, die man ihnen bisher schenkte, das Zutrauen, das man gegen sie bewies, in Haß und Mißtrauen zu verwandeln. Emmerich spürte in seinem Herzen gleichfalls eine Anwandlung davon; allein sein besserer Geist gewann die Oberhand; zwar konnt' er seinem Bruder nicht mehr so gewogen seyn als sonst, allein von Feindschaft und Haß gegen ihn blieb er entfernt. Sein redliches Herz ließ dieß nicht zu. Er bewies es bey mehr als einer Gelegenheit, unter andern auch bey folgendem Vorfalle.

Julius hatte durch sein naseweises, übermüthiges Betragen sich die Feindschaft seiner bisherigen Cameraden zugezogen. Sie nahmen

ſich vor, es ihm entgelten zu laſſen. Ein Paar von ihnen kam eines Tages zu Emmerich, und entdeckte ihm, daß Julius hinter dem Rücken ihn oft ſehr lächerlich gemacht, und gegen ihn die feindſeligſten Plane geſchmiedet habe. Auch ſie wären von ihm auf die ſchändlichſte Weiſe betrogen und beleidigt worden, er ſollte es aber bald fühlen, daß man ſich ſo etwas nicht ungeſtraft erlauben dürfe.

Emmerich ſuchte ſie zu beſänftigen; er verſprach, mit ſeinem Bruder über die Sache zu ſprechen, und ihm Vorſtellungen zu machen, und verſicherte ihnen in ſeinem Nahmen, daß Julius ſie in Zukunft nie mehr kränken ſollte. Allein ſeine Worte fanden nicht den gewünſchten Eingang. Er wollte noch an dieſem Tage mit Julius davon reden, und ihn warnen, auf ſeiner Huth zu ſeyn; allein er fand hiezu keine ſchickliche Gelegenheit. Des Abends vernimmt er hinter dem Hauſe ein Geſchrey. Er eilt herzu, und ſieht, daß Julius von ſeinen Cameraden umringt iſt, und mit Stockhieben bedeckt wird. Emmerich erwiſcht einen Knittel, und wirft ſich

mit Entschlossenheit unter sie. Er erhält viele derbe Schläge, allein er achtet sie nicht, ergreift seinen Bruder, drängt ihn aus dem Haufen, und setzt ihn dadurch in den Stand, sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Vorwürfe, die ihm nun deßhalb von den erbitterten jungen Leuten gemacht wurden, erwiederte er mit kühnem Muthe. Er stellte ihnen vor, wie banditenmäßig und strafwürdig sie gehandelt hätten, und hörte nicht auf ihre Erklärung: daß er nicht klug sey, sich seines Bruders anzunehmen, indem dieser böse Heuchler sich immer hämisch und unbrüderlich gegen ihn betragen hätte.

Dem unbesonnenen Julius wäre es sicher übel ergangen, hätte sich nicht Emmerich seiner als ein Schutzengel angenommen. Und doch — wer könnte es glauben! — ward er auch bey dieser edlen Handlung auf die kränkendste Weise verkannt. Jene jungen Leute, die seinen Bruder angefallen hatten, verschrieen ihn als eine feige Memme, die sich von Julius in aller Demuth mißhandeln und mit Füßen treten lasse. Doch darüber konnte er sich leicht weg-

ſetzen, aber das konnte er nicht verſchmerzen, daß Julius ſelbſt ihn bey ſeinen Aeltern als den Urheber der erlittenen Schmach angab, und ſo ihren Zorn gegen ihn reizte. Er hatte nehmlich die zwey von ſeinen Cameraden, die Emmerichen beſucht und ihm ihr Vorhaben entdeckt hatten, aus ſeiner Stube kommen ſehen, und nun ſchloß er voreilig genug, daß er mit ihnen einverſtanden geweſen ſey. Der alte Langfeld machte deßhalb Emmerichen die bitterſten Vorwürfe; dieſer erſtaunte; wollte ſich entſchuldigen, wurde aber zum Stillſchweigen verwieſen, und mußte, ohne ſich gerechtfertigt zu haben, die Stube des ergrimmten Vaters verlaſſen. Und ſo ward er ſehr oft bey ſeinen ſchönſten, edelſten Handlungen verkannt.

Die äußerliche Vernachläßigung ſeiner, die Emmerich von allen Seiten erfuhr, trieb ihn immer mehr in ſich ſelbſt zurück, er bildete ſich innerlich trefflich aus, nur verſchloß er alles ſo ſehr in ſich, daß man von außen die Bildung

nicht merken konnte, die er wirklich besaß. Da er sich bey verschiedenen Gelegenheiten, wo es auf äußerliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit ankam, etwas linkisch benahm, so hielt man ihn für einen ausgewachsten Dummkopf, und erhob den schwachgeistigen, ungebildeten, aber in den Künsten des äußeren Scheins wohlerfahrnen Julius weit über ihn. Julius verstand es meisterlich, seine Aeltern in dieser Täuschung zu erhalten. — Er hatte einmahl bey Emmerich einen Pack Gedichte bemerkt, die dieser selbst verfertigt hatte. Er wünschte, einige davon zu erhalten. Emmerich gab ihm ein Paar davon, die er für die schlechtesten hielt, und in seine Sammlung nicht aufnehmen wollte. Von einem dritten erhielt er auch ein Paar. Diese geschenkten fremden Arbeiten wollte der Häuhler zu seinem Vortheile benutzen, und sie für seine eigenen ausgeben. Die Natur hatte ihm alles poetische Talent versagt; indeß wandelte ihn doch die Lust an, sich auf die Dichtkunst zu legen. Acht Tage lang arbeitete er an einer gereimten Erzählung mit großer Anstrengung, und mußte

ſich vor Freude nicht zu laſſen, als er damit fertig war. Er ſchrieb ſie nebſt den Gedichten, die er von ſeinem Bruder und einem dritten geſchenkt bekommen hatte, recht zierlich in ein Buch; daß ſeine Arbeit darin den erſten Platz erhielt, verſteht ſich bey einem ſo eiteln Menſchen, als Julius war, von ſelbſt. Er wußte das Buch auf eine Stelle zu bringen, wo es ſeinen Aeltern ſogleich in die Augen fallen mußte. Dieß wünſchte er, und ſein Wunſch ging in Erfüllung.

Antoinette fand das Buch, und eilte damit zu ihrem Bruder, las ihm das darin Enthaltene vor, und theilte mit ihm die Freude über das ſich ſchön entwickelnde Genie des geliebten Julius. Ich laſſe für den Leſer dieſe Gedichte abdrucken, weil ſie einiges Licht über Julius und Emmerichs Geiſt verbreiten. Das erſte iſt, wie ſchon bemerkt worden, das Kunſtproduct des erſten, das zweyte rührt von einem ſeiner Cameraden her, das dritte und vierte aber gehört unter Emmerichs erſte poetiſche Verſuche.

I.

Eine romantische Erzählung.

Es war einmahl ein kleiner Mensch,
Der hatte einmahl einen gewaltigen Wunsch
Zu gehen in einen Wald,
Als es war eben entsetzlich kalt.
Und es lag vor der Thür viel Schnee,
Und wuchs auf den Bergen nicht mehr Klee,
Und ohne zu sagen etwas den Aeltern,
Und ohne zu denken, daß sie werden schelten,
Ging der kleine Mensch fort
Wo er wohnte, von dem Ort;
Und als er an Ort und Stell' ankam,
Nachdem er gelaufen war, was er kann,
Sah er auf Ein Mahl — was? —
Einen schnellen, vierfüßigen Has.
Der lief bey ihm schnell und frisch vorbey;
Hätt' ich dich, du wärst mir lieber, ey! ey!

Lieber als eine Schüssel voll Reißbrey!
So sagte der junge Mensch laut,
Und schaut, und schaut, und schaut
Weit und breit um sich her,
Da sah er auf Ein Mahl, auweh! ein'n Bär,
Der war wie der Riese Goliath groß,
Und er kam auf den Jungen los.
Da klettert der auf einen Citronenbaum,
Und wirft mit Citronen und Pflaum
Auf das brummende Zottenthier,
Noch größer als ein Schweizerscher Stier.
Da läuft der Bär, was er laufen kann,
Und der Junge ißt sich mit Citronen an,
Die er auf dem Baum find't,
Und die sind ihm sehr gesund.
Aber als er sichs kaum versah,
War auch schon sein Papa da
Mit einem derben Stiefelzieher,
Da erhob er ein gar schreckliches Gewieher.
Böses Kind, rief der zornige Vater,
Wart' ich will dich kallfatern,

Warum bleibst du nicht hübsch zu Haus? —
Und nun ist meine Erzählung aus. —

Dixi
Julius Langfeld
delineavit et sculpsit *).

II.

Grabschrift auf einen Geizigen.

Nimm dir Zeit hier zu verweilen,
Wandrer! und lies diese Zeilen;
Lehne dich auf deinen Stab;
Denn hier in dem kühlen Grab
Liegt ein Mann von seltnen Gaben
Seit dem ersten März begraben.
Ein Mann, der viel' Güter hatte.
Funfzig Jahr' war er ein Gatte,

*) Das dixi und delineavit et sculpsit (gezeichnet und gestochen) ist hier auf eine possierliche Weise angebracht, und auch ein Pröbchen von Julius grober Unwissenheit.

Und er konnte so gut sparen,
Daß er in den funfzig Jahren
Funfzig Groschen nur auf Kerzen,
Fünf und zwanzig bloß bey Scherzen,
Fast zwölf Thaler seinem Schneider
Für die groben Bauernkleider,
Dritthalb Thaler nur für Butter,
Vierzig Groschen seinem Hutter,
Siebzig für die Schuhe gab.

III.

Das alte trunkne Weib.

Ein altes Weib, das sechzig zählte,
Und sich zum Trunk den Wein erwählte,
Tritt durstig in die Schenke ein;
Entsagt des Alters Harm und Grillen,
Und, um den Durst jetzt recht zu stillen,
Leert es getrost zehn Nößel Wein.
Das eilfte will nicht mehr behagen,
Und darum fängt sie an zu fragen:

„Herr, sagt mir, was ich schuldig sey?“
Der Wirth spricht: Mütterchen, ihr wisset,
Daß ihr zehn Nößel zahlen müsset!
„Was? — Ey! da steckt Betrügerey!“
Versetzt die Alte; „Herr, ihr lüget.
„Doch wißt, daß ihr mich nicht betrüget!
„Mein Magen nimmt nur neune an;
„Mehr kann, er wahrlich! nicht vertragen,
„Und wer wird mich daher verklagen,
„Wenn ich nicht mehr bezahlen kann!“
Der Wirth spricht: Weib, daß euer Magen
Neun Nößel Wein nur kann ertragen,
Dieß kann — ich läugn' es nicht — wohl seyn;
Doch Eines ist in Kopf gestiegen,
Und darum straft mich keiner Lügen;
Bezahlt mir die zehn Nößel Wein.

IV.

Der naseweise Tröster.

Ein schöner Mann, wie ihr ihn selten sehet,
Besuchte jenes fremde Land,

Der schöne Fremdling hört, was dieser Lümmel spricht,
Zeigt ihm die offne Thür, und lacht ihm ins Gesicht! —

* * *

So geht es manchem edlen Mann,
Der, weil er leer Geschwätz nicht leiden kann,
Dem Umgang fader Schwätzer sich entziehet,
Treu der Vernunft, den Kreis der Thoren fliehet,
Und sich, bey einem reineren Genuß,
Von einem Schwachkopf doch getröstet sehen muß.

Ey! ey! mein lieber Sohn, rief dem eitlen Julius die Mutter entgegen, als sie ihn erblickte, du entwickelst ja in der Stille Talente, deren Existenz ich bey dir nicht vermuthet hätte. Eben habe ich Bekanntschaft mit den Kindern deiner poetischen Laune gemacht. —

Ach, liebe Mama, versetzte Julius geziert, schlug wie beschämt die Augen nieder, und that so, als wenn er, im Gefühle seiner Schwäche,

nicht zufrieden damit wäre, daß man sein Buch gefunden und gelesen habe.

Thue dir nicht unrecht, mein Herzenskind, sagte Antoinette; du bist zu bescheiden. Wenn ich nicht zufälliger Weise zu deinen Gedichten gekommen wäre, so wäre es mir vielleicht noch sehr lange ein Geheimniß geblieben, daß die Musen dich in ihren Schutz genommen haben. —

Liebe Mama! entgegnete Julius, es sind bloße Versuche! Ich wollte in einigen Mußestunden bloß die holden drey Musen *) befragen, ob sie mir nicht ganz abgeneigt wären.

Sie haben zu deinen Gunsten geantwortet, erwiederte Antoinette. Nur Muth gefaßt, lieber Sohn! es ist eine gar schöne Sache um die göttliche Dichtkunst. Klimme nur kühn an dem Helikon heran, die Musen und Grazien werden dich gern unter ihre Vertrauten aufnehmen, und Apoll dein Haupt mit Lorbeer umkränzen. Man sieht bey den vier Gedichten, die ich mit

*) Julius verwechselt die neun Musen mit den drey Grazien.

deinem Vater gelesen habe, recht deutlich die Fortschritte, die du in der Kunst machst. Das erste, eine romantische Erzählung betitelt, hat wohl sicher den geringsten Werth; du hast es vielleicht sehr flüchtig hingeworfen, oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, es soll bloß ein satyrischer Spaß, eine Parodie auf die Dichtungsmanier einiger Poeten seyn.

„O nein, liebe Mama, sagte Julius, ich hab es nicht gemacht, um damit zu parodieren.“ —

Du hast mich mißverstanden, lieber Sohn! Doch lassen wir es gut seyn! Die Unterschrift dixi und delineavit et sculpsit ist ein attischer Scherz, der mir recht wohl gefallen hat. Das zweyte Gedicht hat schon mehr Werth, das dritte ist noch besser gerathen, am besten aber das vierte. Wie gesagt, man bemerkt in denselben recht augenscheinlich deine stufenweise fortschreitende Bildung! Ohne Tadel ist zwar keins, es fehlt noch allen der idyllenartige Geist, der epische Schwung und jene heilige Begeisterung, durch die Apollos Söhne gleich Göttern zu den

Herzen der Sterblichen reden. *) So was kann doch dein Bruder, der Emmerich, in Ewigkeit nicht zu Tage fördern.

Um Vergebung, liebe Mama, sagte Julius, der macht auch Gedichte. Er hat schon diesem und jenem einen Geburtstagswunsch für seine Aeltern verfertigt. —

Das wird was Schönes geworden seyn! versetzte Antoinette. Wie kommt die kalte Amphibie und ein Gedicht zusammen? Es wird wohl auch zum Erfrieren kalt darin seyn!

Das weiß ich nun nicht, sagte der Häuchler, viel versprech' ich mir auch nicht davon.

Wenn der eine Fabel machen kann, wie deine Nro. 4., fuhr Antoinette fort, so laß ich mich lebendig begraben. Nun, lieber Sohn, wie gesagt, fahre nur in deinem edlen poetischen Eifer fort. Dein Vater hat versprochen, dir nächstens die neueste Uebersetzung der Werke des

*) Diese aufgeschnappten Worte sagen hier durchaus nichts, enthalten Unsinn und sind nichts als leerer Bombast.

göttlichen Homeros zu kaufen. Werde uns einmahl der Deutsche Homer!

Julius schwieg, und küßte Antoinetten mit erkünstelter Bescheidenheit die Hand. Von dieser Zeit an galt er im älterlichen Hause und bey den Freunden desselben für ein poetisches Genie, indeß Emmerich die prosaische, kalte Amphibie hieß.

So waren mehrere Jahre verstrichen. Es nahte sich des alten Langfelds Geburtstag. Trotz der ungerechten Behandlung, die Emmerich von seinem Vater erfuhr, war er ihm doch nicht abgeneigt, er suchte vielmehr sein Herz zu gewinnen, was ihm aber nicht glücken wollte. Ach, nur Ein Mahl wäre er ihm gern an seine Brust gesunken, hätte er gern in seinen Armen den Thränen freyen Lauf gelassen, und ihn um Vertrauen, um seine Vaterhuld angefleht! Aber dieser ersehnte Augenblick wollte nicht kommen. Zwar zu verschiedenen Mahlen näherte sich der niedergeschlagene Sohn dem gutmüthigen, irregeführten Vater, wollte in seine

Arme stürzen, und vor ihm das traurige, schmerzvolle Herz ergießen. Da begegnete ihm aber ein harter, zurückschreckender Blick, tönte ihm ein kaltes, liebloses Wort entgegen, und der Verkannte trat zurück, schauderte in sich zusammen, und verbarg durch einen ihm natürlichen Schein von innerer Kälte die Wärme, das Feuer seines redlichen Herzens.

An dem bevorstehenden Geburtstage Langfelds sollte es anders gehen. Emmerich nahm sich fest vor, diesen Tag zu einer bescheidnen Erklärung gegen seinen Vater, zu einer Aussöhnung zwischen ihm und sich zu benutzen. Er wollte sich ihm ganz zeigen wie er war, wollte herzlich an sein Herz reden, und nicht eher nachlassen, als bis der Vater in ihm seinen treuen, edlen Sohn erkannt hätte. Er setzte sich in seinen einsamen Winkel, und ergoß seine Empfindungen für das Leben und das Wohl seines Vaters in einem schönen, rührenden Gedichte, welches er Langfelden an seinem Geburtsfeste überreichen lassen wollte. Doch er änderte bald sein Vorhaben. Das Gedicht gefiel ihm nicht

ganz; auch schien es ihm gerathener und schicklicher zu seyn, seine Theilnahme an seines Vaters Wohl auf eine natürlichere Weise, nicht schriftlich, sondern mündlich an den Tag zu legen. Das Gedicht ward bey Seite gelegt.

Julius hatte unter andern Unarten auch die, daß er gern in den Sachen anderer herum störte. Auf diesem Wege stieß er auf das gedachte Gedicht seines Bruders. Er steckte es zu sich. Emmerich vermißte es nicht, denn es war ihm bereits aus dem Sinne gekommen. Julius gerieth auf den Einfall, Gebrauch davon zu machen, wenn er nur wüßte, daß sein Bruder nicht dasselbe thäte. Er suchte ihn auszuforschen. Auf die Frage, ob Emmerich dem Vater schriftlich gratulieren werde, erhielt er eine verneinende Antwort. Emmerichs Wahrhaftigkeit war ihm bekannt; man konnte sich auf sein Wort durchaus verlassen. Julius baute darauf, schrieb das Gedicht ab, und wollte es dem Vater, als seine eigene Arbeit, überreichen.

Der Geburtstag war da. Emmerich verließ früh das Haus. In einem Forste, der eine Stunde weit entfernt lag, hatte er vor einigen Tagen, Trotz der rauhen Witterung des Spätherbstes, noch eine schöne Blume entdeckt, und sie sogleich für den Vater bestimmt. „Einsam habe ich sie in einem finstern Winkel des Forstes gefunden, wollte er zu ihm sagen, niemand bemerkte sie, kalte, rauhe Lüfte schaukelten sie hin und her, ich brach sie, um sie Ihrem Herzen, mein Vater, näher zu bringen, nehmen Sie die einsam, verlassen dagestandne Blume mit Liebe an.“ Er wollte dann mit den Worten an sein Herz sinken: „Vater, ich bin auch eine verlassene, von rauhen Winden angewehte Blume, nehmen Sie auch mich mit Liebe, mit einem Vaterherzen auf!“ Dergleichen Gedanken und Entwürfe beschäftigten auf dem Wege nach dem Forste seine ganze Seele. Mehr als eine Stunde verging, bis er die Blume, zu seinem Leidwesen schon ziemlich welk, wieder fand.

Unterdeß hatte Julius dem Vater seine Aufwartung gemacht, und ihm das Gedicht mit einem Schwall von süßen Worten übergeben. Mit der größten Rührung las es Langfeld durch, und schloß mit Freudenthränen dann seinen Sohn in seine Arme. „Der Himmel vergelte dir deine unbegrenzte Liebe zu mir, theurer Sohn, sagte der Getäuschte; du hast mich sehr gerühret! Gott lasse es dir immer wohl gehen! du verdienst es! Da, Antoinette, lies das schöne Gedicht, voll der kindlichsten Liebe und Dankbarkeit.“ Antoinette thats, und umarmte hierauf unter den unweisesten Lobsprüchen und Liebkosungen den nichtswürdigen Häuchler.

Emmerich blieb lange aus. „Da sieht man doch, sprach Antoinette, wie verschieden das Herz, die kindliche Empfindung der zwey Brüder sind. Julius kann den Augenblick nicht erwarten, wo er seinem Vater seine Liebe zu erkennen zu geben, Gelegenheit hat, der kalte Emmerich läßt sich dagegen nicht sehen, läuft, weiß der Himmel wo! herum, und vergißt, daß

er einen Vater hat, und daß dieser sein Geburtsfest feyert. Es ist schändlich!"

Langfeld zuckte die Achseln. Es ist ein hartherziges Kind! sagte er mit Wehmuth.

„Er ist nicht werth, fuhr Antoinette fort, daß du ihm einen freundlichen Blick schenkst. Er wird mit jedem Tage halsstarriger, beleidigender. Es ist deine Pflicht, deine Hand ganz von ihm zu ziehen, er wird dann vielleicht etwas geschmeidiger. Gehts ihm hart, so schreibe er es sich selbst zu. Wie mans treibt, so gehts!"

Langfeld schwieg; aber ein innerer Schmerz verrieth sich auf seinem Gesichte.

Endlich erschien auch Emmerich. Mit pochendem Herzen öffnete er die Thüre zur Stube des Vaters. Dieser warf ihm einen unzufriednen, finstern Blick zu, der Emmerichen wie ein Stich durch die Seele ging, und ihn in Verlegenheit setzte. Ach, mit einem warmen, liebevollen Herzen kam er dem Vater entgegen, mit Kälte, mit zurückschreckendem Unmuth ward

er empfangen. Seine Worte erstarben ihm auf der Zunge.

Nun, es ist ein Wunder, redete ihn Langfeld in einem harten, empfindlichen Tone an, daß du dir die Mühe nimmst, dich heute einmahl sehen zu lassen. Wo bist du denn gewesen?

Emmerich. (mit Thränen im Auge.) Im Forste, mein Vater!

Antoinette. (spöttelnd.) So so! Doch auf der Jagd? Nun wie viele Hasen bringt der Herr Sohn dem Papa zum Geburtstage mit?

Emmerich. (innerlich erschüttert.) Hier, mein Vater, diese Blume, sie — —

Antoinette. (hämisch.) Hahaha! ein allerliebstes Geschenk! Eine welke Blume! hahaha!

Langfeld nahm mit verächtlichem Blick die Blume, und legte sie mit wegwerfender Miene und sichtbarem Unwillen auf den Tisch. Wie vom Donner gerührt stand Emmerich da, seine Thränen vertrockneten, seine süße Hoffnung, an diesem Tage das Herz des Vaters zu erwei-

chen, verschwand, er war wie vernichtet, und entfernte sich mit zerknirschter Seele.

Hast du den boßhaften, tückischen Unwillen gesehen? sagte Antoinette, als er sich entfernt hatte. O des unkindlichen Kindes! Ich glaube, er hat die zum Spott die welke Blume mitgebracht. Er wünscht vielleicht, daß du bald, wie sie, dahin welkest. Es ist abscheulich! Für andere versteht er gereimte Wünsche zu machen, gilt's aber den Geburtstag seines Vaters, ja da versagt ihm die Muse den Dienst, da verstummt sie, da hat er etwas Wichtigeres zu thun, da muß er in den Forst laufen, da ist ein einfältiges Kraut alles, was er dem Vater darreichen kann!

Schweig, Schwester! sagte Langfeld, es ist ein unnatürlicher Sohn, denn er hat die Gefühle der Natur unterdrückt. Ach, ich fühl' es nur zu sehr! du darfst es mir nicht erst erklären, ich fühl' es ganz! Der bringt recht viel Bitterkeit in mein Leben. Schon längst hab' ich die Hoffnung aufgegeben, daß er sich jemahls ändert! Julius allein ist's, auf den ich

bauen kann. Der wird in unsern alten Tagen unsre Stütze seyn, so wie er jetzt unser Stolz ist.

Nachmittags wurde nach einem Dorfe gefahren. Julius fuhr mit. Emmerichen ließ man zu Hause. Die heftigsten, schmerzhaftesten Empfindungen zerrissen sein Herz. Er weinte bitterlich in seiner einsamen Kammer. Seine edelsten Gesinnungen wurden verkannt, seine besten Vorsätze herabgewürdigt. „O so soll ich denn, seufzte er laut, einsam, allein, verlassen von der ganzen Welt, da stehen? soll selbst der, der mir das Leben und damit Ansprüche auf sein Herz gab, soll auch der mir immer fremd bleiben? soll meine Liebe, mit der ich an den Menschen hänge, ewig von ihnen mit Füßen getreten, ich gleich einem Verpesteten aus ihrer Gesellschaft gestoßen werden? Man behandelt mich als einen verworfenen Menschen! Ach, daß ich lieber da wäre, wo du, meine theure, mir unvergeßliche Mutter, bist! Ach, wie peinigt man deinen Sohn, den nur du, nur du allein richtig kanntest und aufrichtig liebtest!“ — —

Emmerich verließ das Haus, und schwankte nach dem Gottesacker, an das Grab seiner Mutter. Hier fiel er nieder, und benetzte den Hügel, unter dem Henriette ruht, mit bittern Thränen. Da kam ein sanfter, milder Trost in sein Herz; das Bewußtseyn seines inneren Werthes erhob ihn über die Kränkungen, die er litt, und er verließ das Grab mit einer stillen, süßen Wehmuth und mit dem festen Vorsatze, sich durch nichts vom Wege des Guten abbringen zu lassen. — Sein Herz sehnte sich nach Freundschaft und Liebe; nur diese konnten ihn ganz aufrichten; allein er sah, daß man sie ihm von allen Seiten, abgeschreckt durch sein Aeußeres, versagte; dieß schmerzte ihn; aber er wollte männlich dulden, nicht verzagen wie ein Schwächling. Dieß Gelübde that er sich noch an diesem Tage, an welchem sein Herz sich auch in folgende Worte ergoß:

Stille Duldung.

(In einer trüben Stunde.)

Meinen Gram und meine Sorgen
Trag' ich tief in mir verborgen,
Ach! wer kennt mein duldend Herz?
Meine Sehnsucht? meinen Schmerz?
Wer kennt meine stillen Leiden,
Alles, alles haſcht nach Freuden! —

Ach! in der Begeiſtrung Stunden
Rief ich oft ſchon: Ha! gefunden
Iſt der langerſehnte Freund,
Der es iſt, und nicht bloß ſcheint;
Doch ich weint', mit neuem Sehnen,
Bald der Täuſchung bittre Thränen.

Schwindet Freuden, ſchwind', o Leben,
Liebe nur kann mich erheben;
Doch die Göttinn ſeh' ich nicht;
Bloß ihr leiſer Nachhall ſpricht:
„Aus iſt es mit deinen Freuden;
„Dulde männlich deine Leiden!" —

Die Mißverständnisse zwischen Vater und Sohn nahmen mit jedem Tage zu. Emmerich ward so spröde und kalt als möglich behandelt. Freudenlos schlich ihm ein Tag nach dem andern dahin. Endlich erschien der Frühling, und er lebte von neuem auf. Zufälliger Weise war er hinter den Betrug seines Bruders mit dem Gedichte gekommen. Er erstaunte, da er den oft gepriesenen Geburtstags-Wunsch des häuchlerischen Julius zu Gesichte bekam, und darin seine Arbeit erblickte. Ein kleines Kopfschütteln war alles, wodurch er seine Unzufriedenheit oder besser seine Verwunderung darüber äußerte. Von der gemachten Entdeckung Gebrauch zu machen, und seinen Bruder beschämend zu entlarven, hielt er unter seiner Würde. Schande genug für ihn, sagte er, daß er gezwungen ist, sich mit fremden Federn zu schmücken!

Emmerich zog sich wieder ins Gartenhaus zurück. Er arbeitete hier sehr fleißig; besonders schrieb er viel; niemand aber erfuhr, was? Oft saß er bis Mitternacht am Schreibepulte

und arbeitete. Auffallend war es seinen Aeltern, daß er schon lange kein Taschengeld annehmen wollte, und doch so manche kleine Ausgabe aus seinem Beutel bestritt. Sie konnten sich die Sache auf keine Weise erklären, und geriethen auf argwöhnische, ihn entehrende Gedanken.

Erlaubten es seine Geschäfte, so flog er gewöhnlich nach zwey nahen Dörfern und in den Forst, wo er sich gewöhnlich seinen Gefühlen und den Eindrücken der Natur überließ. Hier ging ihm auf Ein Mahl ein Stern der Hoffnung und mit ihm ein neues Leben auf. Als er nähmlich eines Tages auf einem schönen Platze lag, und die Werke eines alten Dichters las, trat ein junger Mensch, der erst vor wenigen Monathen in der Stadt angekommen war, um die dasige Schule zu besuchen, vor ihn, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Das Zutrauen, womit ihm Theophron (dieß war der Nahme des Jünglings) entgegen kam, that seinem Herzen sehr wohl; er ergoß gegen ihn mit Offenheit die Gefühle, die gegenwärtig sei-

ne Brust schwellten; Theophron verwunderte sich nicht wenig, in diesem unansehnlichen Körper eine so schöne Seele zu finden, und war ihm bald mit ganzer Seele zugethan. Ach, nur ihr kennt die unbeschreibliche Freude, die Emmerich jetzt empfand, nur ihr, die ihr selbst lange verkannt wurdet, niemanden fandet, der euch verstanden, sich mit Liebe an euch angeschlossen hätte, die ihr aber endlich einer edleren Seele begegnetet, der euer innere Werth nicht verborgen blieb, die euch mit Zutrauen und Freundschaft umfaßte, und so eure heiligste Sehnsucht befriedigte! —

Es lebte nun Ein Mensch auf der Welt, der Emmerichen schätzte und liebte, und er war nicht mehr unglücklich. Ach, daß doch jedem, der so unglücklich ist, wie er, auf dem Lebenswege bald ein sanftes, freundschaftliches Herz begegne, und ihm mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen komme! Emmerich ward fast täglich von seinem Theophron besucht, beyde lernten einander immer besser kennen, und die innigste gegenseitige Freundschaft war die Folge davon.

Lange blieb es, Trotz der Vertraulichkeit, in welcher beyde Freunde lebten, Theophronen ein Geheimniß, warum wohl Emmerich so oft ein gewisses Dorf besuche, und da dieser absichtlich einen Schleyer darüber ziehen zu wollen schien, so hielt es Theophron für unschicklich, ihn deßhalb auszuforschen. Indeß erhielt er doch einmahl durch Zufall Licht über die Sache. Er war gerade in dem gedachten Dorfe, als auch Emmerich hinkam. Ohne seinen Freund zu bemerken, kehrte er in ein kleines, unansehnliches Haus ein. Theophron wartete so lange, bis er es verlassen hatte. Kaum war Emmerich fort, als Theophron in jenes Haus ging, um sich zu erkundigen, was sein Freund in demselben zu verrichten gehabt habe. Er fand eine brave, aber sehr arme Familie darin. Als die Rede auf Emmerich kam, wurde der Hausvater derselben mit seiner Gattinn fast bis zu Thränen gerührt. Ach, lieber junger Herr, sagte diese, den hat uns Gott als einen Schutzengel zugeschickt. Da, sehn Sie, hat er uns schon wieder einen Gulden gebracht. Das

weiß der liebe Gott, wenn der nicht wäre, wir hätten zuweilen in unserm Elende verschmachten müssen! Es ist so ein lieber, wohlthätiger junger Herr! fast alle Woche bringt er uns einiges Geld, und macht so wenig Aufhebens davon, und will gar nicht, daß wir davon sprechen sollen! Aber wir können unmöglich schweigen. Gott segne ihn tausendfältig! Er hat's um uns verdient. Sehn Sie, da begegnet ihm einmahl meine älteste Tochter, die da, — komm, Marthchen, und gib dem jungen Herrn die Hand — die begegnet ihm — wollt ich sagen — spricht mit ihr; sie klagt ihm unsre Noth, und daß ihr Vater krank sey und nichts verdienen könne. Da läßt der gute Herr sich zu uns führen, und sieht unser Elend, und tröstet uns mit so schönen Worten, die er gut zu setzen versteht. Geduldet euch nur bis morgen, sagte er, vielleicht daß ich dann etwas für euch thun kann. Am folgenden Tage kam der liebe Herr wieder daher gegangen, und bracht' uns einen blanken harten Thaler. Ach, wie uns da das Herz schlug vor Freude! Ich war nun im Stan-

de, für meinen kranken Mann Arzeney zu kaufen, und ihm eine gute, stärkende Brühe zuzurichten. Seit dieser Zeit kommt er oft zu uns, und bringt uns Trost und Unterstützung. Mann, hab' ich dabey schon oft gesagt, Gott verläßt die Seinen nicht! er schickt uns in der Noth, wann wirs nicht erwarten, einen Engel, der uns rettet. Sehn Sie, dabey wissen wir noch immer nicht, wer er eigentlich ist; er wollt's uns durchaus bis jetzt noch nicht sagen.

Theophron wurde durch diese treuherzige Erzählung gerührt; den Nahmen seines Freundes wollte er nicht verrathen, weil er ihn dadurch zu beleidigen besorgte; er zog den Beutel, und gab den Unglücklichen einen halben Gulden; mehr hatte er nicht bey sich; er versprach aber, auch zuweilen zu ihnen zu kommen, und ihnen Unterstützung zufließen zu lassen. Emmerichs edler Character erfüllte ihn mit Hochachtung und Liebe, und seine Freundschaft für ihn erreichte den höchsten Grad. Emmerichen fiel dieß auf; lange aber blieb es ihm ein tiefes Geheimniß. —

Der kennt noch die reinen Freuden nicht, der noch nie die Freuden der Freundschaft genossen hat. Emmerich kannte sie bisher auch noch nicht, jetzt genoß er sie mit um so größerer Innigkeit in ihrer ganzen Fülle. Sein Theophron war ihm alles, alles in Freud' und Schmerz. Emmerich trug seine Leiden jetzt mit noch Ein Mahl so großer Standhaftigkeit; denn Jammer und Elend verlieren das Drückende für uns, wenn ein treuer Freund uns zur Seite geht, der an dem, was uns begegnet, aufrichtigen Antheil nimmt. Was die redlichen Freunde in den süßen Stunden des Umgangs sich einander waren, wie sie ihre Zeit anwandten, zu welchen Vorsätzen und Gesinnungen sie einander ermunterten, welche Entwürfe sie machten, dieß darf euch, ihr redlichen Seelen, nicht gesagt werden, die ihr in dem Besitze edler Freunde seyd, und die süßen Freuden gegenseitiger Achtung und Liebe genießet.

Einer der ersten Plane, die Emmerich und Theophron entwarfen, war die Errichtung einer Gesellschaft, deren Zweck Bildung des Gei-

stes und Veredlung des Herzens seyn sollte. Nicht groß sollte sie seyn, aber desto sorgfältiger die Wahl der Mitglieder. Nur ein fähiger Kopf, gepaart mit einem rechtschaffenen Herzen, sollte die Aufnahme in diese Gesellschaft möglich machen.

Unterdeß rückte der Winter heran, und Emmerich mußte abermahls in die Stadt ziehen. Der alte Groll, den Antoinette gegen ihn im Herzen trug, war noch immer nicht verschwunden, sie ließ ihn fast täglich gegen den verkannten Jüngling aus. Es war nichts Bösartiges in seinem Herzen, dennoch ward er von ihr und seinem Vater für tückisch und durchaus verderbt gehalten, und man traute ihm die gröbsten Vergehungen zu. Zum Unglück zeigte sehr oft ein täuschender Schein gegen ihn.

Julius hatte das verdorbenste Herz. Er war schon längst in eine äußerst schlechte Gesellschaft gerathen, und zu allerhand Ausschweifungen verleitet worden. Der Vater erfuhr davon nichts; Antoinette sah ihm durch die Finger. Sein Taschengeld, das er erhielt, reichte bey

weitem nicht hin, seine verschwenderischen Ausgaben zu bestreiten. Antoinette ließ ihm viel aus der Casse des Vaters zufließen; aber auch damit langte er nicht aus. Er machte Schulden — Antoinette bezahlte sie heimlich. Julius ging noch weiter — er bestahl seine Aeltern. So tief war er gesunken.

Es war an einem Sonnabend. Am folgenden Tage sollte er mit seinen bösgearteten Freunden einen Spazierritt nach einem Dorfe machen, wo man sich durch ein lustiges Gelage, durch Schmaus und Spiel, einen guten Tag machen wollte. Julius Beutel war leer. Des Geldes bedurfte er unumgänglich, wenn er an der beschlossenen Lustbarkeit Theil nehmen wollte. Die Casse des Vaters sollte ihm abermahls aus der Verlegenheit helfen. Wenn alle schon zu Bette wären, wollte er, vermittelst eines falschen Schlüssels, einen Schrank öffnen, in welchem Langfeld einen Theil seines baren Geldes aufbewahrte.

An diesem Tage besuchte Emmerich die arme Familie im Dorfe. Er brachte ihr dieß-

sie als eine Rarität aufbewahren. Julius machte sich mit seiner Beute glücklich davon.

Am andern Tage erhielt Emmerich von ihm den verlangten Thaler, den er sogleich zum Krämer trug. Julius ritt mit seinen Freunden nach dem Dorfe. Der alte Langfeld kommt nach diesen Vormittag in das Zimmer, in welchem der Geldschrank steht. Er erblickt Throphrons Billet, und weiß es sich nicht zu erklären, wie es hieher gekommen sey. Die Sache kommt ihm verdächtig vor. Er öffnet den Schrank, und entdeckt sogleich, daß die Rolle mit den alten Thalern fehle. Ein kalter Schauer überfällt ihn. Gott! ruft er, der tückische Bube ist zu einem Diebe, zu einem niederträchtigen Bösewichte herabgesunken. Nun bin ich, rief er, als Antoinette eben dazu kam, ihr entgegen, nun bin ich im Reinen! es ist mir ein schreckliches Licht aufgegangen! Sieh', hier fehlt mir eine Rolle Geld, ein Schurke hat den Schrank geöffnet — o Gott! o Gott! dieser Schurke ist Emmerich. Dieser Zettel hier klagt ihn laut an.

Antoinette schlug die Hände zusammen. So weit muß es endlich mit einem solchen gefühllosen Tuckmäuser kommen! rief sie. „Nun weißt du auch, woher es kommt, daß er schon lange kein Taschengeld mehr annehmen will, ob er gleich manche Ausgaben hat.“

Mit niedergeschlagenem Herzen kehrte Langfeld auf seine Stube zurück. Da kam eben ein Dienstmädchen herein, und erkundigte sich nach Emmerichen, der einige Augenblicke vorher ausgegangen war. Auf die Frage, was sie von ihm haben wolle, antwortete sie: Da schickt mich mein Herr (jener Krämer) zu ihm; der junge Herr hat ihm heute hier einen Speciesthaler gegeben, der ihm nicht richtig zu seyn scheint; er läßt ihn bitten, lieber anderes Geld dafür zu schicken.

Langfeld nahm ihr den Thaler ab. Gott! wie erschrak er, als er sah, daß dieß einer von jenen Thalern sey, die ihm entwendet worden waren. Daß Emmerich der Thäter sey, schien ihm jetzt nur zu gewiß. Er wußte sich vor Unmuth und Schmerz kaum zu fassen. Anfangs

wollte er ihn noch an diesem Tage zur Rede stellen, aber bald verwarf er diesen Vorsatz. Seine Schwachherzigkeit schreckte ihn von diesem Geschäfte ab. Er nahm sich zuletzt vor, von der Sache ganz zu schweigen, und seine Verachtung des unglücklichen Sohnes tief im Innersten zu tragen. Antoinette billigte diesen Entschluß. Von dieser Stunde an war Emmerich in den Augen seiner Aeltern der abgefeimteste Bösewicht.

Emmerichen entging es nicht, daß das Benehmen seiner Aeltern gegen ihn auf Ein Mahl noch viel kälter und so zurückstoßend als möglich geworden war. Er ging alle seine Handlungen durch, um vielleicht in einer derselben die Ursache davon zu entdecken. Allein er fand sich ganz rein und schuldlos. Dieß tröstete ihn, und milderte den Schmerz, den er über das unverzeihlich kränkende Verfahren gegen ihn empfinden mußte. Man gab ihm deutlich zu verstehen, daß man zu seiner Redlichkeit kein Zutrauen habe, und ließ ihn fast nie allein in die

Gemächer gehen, wo etwas entwendet werden konnte. Oft mußte ihn sein Bruder als Aufseher dahin begleiten. Antoinette ließ dabey manches harte Wort fallen, dessen Bedeutung Emmerichen nicht dunkel blieb. Dieß Mißtrauen schmerzte ihn tief in der Seele. Dem edleren, besseren Menschen geht Wahrhaftigkeit und unbestechliche Redlichkeit über alles, diese in Zweifel ziehen, heißt, ihn an der empfindlichsten Seite des Herzens angreifen.

Einige Monathe lang befand sich Emmerich schon in dieser qualvollen Lage, umgeben und gepeinigt von dem kränkendsten Mißtrauen. Er wünschte Befreyung aus derselben. Doch wie war diese möglich? Wege, die sein Gewissen nicht billigte, wollte er durchaus nicht einschlagen. Seine einzige Hoffnung war ein Oncle, der dreyßig Meilen weit entfernt lebte, und ihm als ein gerader, strenger, durchaus rechtschaffener Mann geschildert wurde. Dieser wollte dem alten Langfeld bald einen Besuch abstatten. Emmerich sah seiner Ankunft mit Ungeduld entgegen. Ihm wollte er seine Leiden kla-

gen, sein ganzes Herz öffnen, und ihn zum Mittler zwischen ihm und seinen Aeltern machen.

Der Onkle erschien. Emmerich war eben nicht zu Hause; er kehrte wieder, als der Oncle bereits gegen ihn von den Aeltern eingenommen war. Antoinette hatte die boßhafte Unbesonnenheit, ihn sogar mit der Thalergeschichte bekannt zu machen. Dieß flößte dem redlichen Manne eine tiefe Abneigung gegen seinen Neffen ein. Emmerich ward von ihm mit Kälte empfangen, und dadurch so in sich zurückgeschreckt, daß er seinen Vorsatz, den Oncle zum Vertrauten seines leidenden Herzens zu machen, ganz aufgab.

So war ihm denn wieder seine einzige Hoffnung vereitelt! Niemand blieb ihm nun übrig, dem er sich in die schützenden Arme werfen konnte, als Theophron; doch dieser konnte nur trösten, nicht helfen. — Um sich nur gegen die unangenehmen Eindrücke, die das ungerechte Betragen der Aeltern gegen ihn täglich auf ihn machte, zu betäuben, arbeitete er mit ver-

doppeltem Eifer an der Errichtung der oben gedachten Gesellschaft. Sie kam endlich zu Stande. Die Mitglieder verbanden sich zu gemeinschaftlicher Ausbildung ihres Geistes, unterhielten sich durch Musik und Gesang, theilten sich ihre Ausarbeitungen zur Beurtheilung mit, übten sich in der Declamation, disputirten über verschiedene Gegenstände, machten Auszüge aus guten Schriften, und unternahmen noch manches andere, wobey Kopf und Herz gewannen. Für Emmerich war die Gesellschaft in Stunden des Mißmuths ein erheiternder Zufluchtsort; er vergaß darin die Chikanen, die er im älterlichen Hause dulden mußte, und übte seinen Geist auf eine zweckmäßige Weise; daher er auch späterhin Jünglingen die Errichtung solcher Uebungs-Gesellschaften nicht genug empfehlen konnte.

So verging ein halbes Jahr; da erhielt Theophron von seinen Aeltern einen Brief, der Emmerichen in Schrecken versetzte, denn er enthielt die Nachricht, daß Theophron seinen jetzigen Aufenthaltsort verlassen und mit

Gränwalden vertauschen sollte, wo sich ein blühendes Gymnasium befand, das er besuchen sollte. „O wie elend macht mich dieser Brief, mein theuerster Freund!“ rief Emmerich schluchzend aus! als er ihn gelesen hatte. „Ich bin nun wieder allein! verlassen von der ganzen Welt! ach, lange werde ich es nicht ertragen können!“

Mein guter, liebster Emmerich, erwiederte gerührt sein Freund, auch mir ist es höchst unangenehm, daß ich von dir scheiden muß; ich liebe dich mit ganzer Seele; du bist meinem Herzen nach meinen Aeltern der theuerste Mensch auf der Welt! Ach, daß ich nicht ewig an deiner Seite leben kann! — Die Freunde umarmten sich mit Innigkeit, und beweinten ihre baldige Trennung.

Um diese Zeit war es, daß Julius bey seinem Bruder anfragte, ob er nicht Mitglied der Gesellschaft werden könnte. So viel nun auch Emmerich, in Rücksicht des Kopfs und Herzens, an ihm auszusetzen hatte, so bewog ihn doch der Gedanke, daß Julius vielleicht auf

dieſe Weiſe von den Abwegen, auf die er gerathen war, zurückgebracht werden könnte, für ihn bey der Geſellſchaft um ſeine Aufnahme anzuhalten. Aus Achtung gegen ihn willigte man darein, und Julius ward aufgenommen. Es währte aber nicht lange, ſo fand er an den nützlichen Uebungen, die in der Geſellſchaft vorgenommen wurden, keinen Geſchmack mehr; er verſäumte häufig die Zuſammenkünfte, und blieb endlich faſt ganz aus.

Die Stunde der Trennung von dem geliebten Theophron war für Emmerich die traurigſte Stunde ſeines bisherigen Lebens. Lange ſtanden die Freunde ſchluchzend da, und waren nicht im Stande, ſich aus ihren herzlichen Umarmungen los zu reißen. Sie gelobten einander treue Freundſchaft bis in den Tod, und ſchieden mit betrübter Seele. Emmerich ſuchte die Einſamkeit, und fand nur in Thränen Erleichterung für ſein von Schmerz zerriſſenes Herz.

Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich der Seele des unglücklichen Emmerich. Man kann

achtet; statt die Zeit auf nützliche Uebungen des Geistes zu verwenden, fing man an, dieselbe durch unnütze Zänkereyen, Spiele und Gelage zu verschwenden. Ein Paar Witzlinge, die aufgenommen worden waren, brachten Mißtrauen und Spannungen unter die übrigen Mitglieder; es entspann sich ein Mißverständniß aus dem andern; man beleidigte sich durch spitzige Reden, und veranlaßte dadurch den Austritt der besten Mitglieder. Auch Emmerich beschloß, weg zu bleiben.

Kurz vorher hatte einer von der Gesellschaft ein satyrisches Gemählde, von ihm selbst verfertigt, der Gesellschaft zur Beurtheilung vorgelegt. Es stellte einen karikaturmäßig gezeichneten Mann vor, der unter dem Pantoffel einer Xantippenartigen Frau seufzte. Emmerichen gefiel die Zeichnung, wegen des echt Komischen, das darin lag. Er lachte, als er sie erblickte, und äußerte dabey, daß die Frau ihm vorkomme, wie die Hexe zu Endor, den Mann als Judas Ischariot. Zu Hause setzte er sich hin, entwarf dasselbe Gemählde in seiner Ma-

nier und legte es gleichfalls der Gesellschaft vor. Der Erfinder der Scene äußerte unter lautem Lachen, daß man unter den Pantoffelmann den Nahmen „Commerzien-Rath Langfeld," unter jener Xantippe aber, „Antoinette" setzen könnte, und gab deutlich zu verstehen, daß er diese zwey Personen bey seiner satyrischen Arbeit im Sinne gehabt habe. Er glaubte dadurch Emmerichen, von dessen Verhältnissen gegen seine Aeltern er wohl unterrichtet war, sich sehr zu verbinden. Allein Emmerich gab ihm seinen Unwillen hierüber deutlich zu verstehen, verbath sich jede unanständige Anspielung auf seine Aeltern, und sagte der Gesellschaft für immer Lebewohl. Heidemeyer, der Verfasser der Zeichnung, nahm dieses sehr übel auf, und schwor Rache.

Nicht lange darauf entwarf Emmerich eine Erzählung von sehr traurigem Inhalte. Der Held der Geschichte wurde durch das hartherzige Betragen seiner Nebenmenschen gegen ihn zur Verzweiflung gebracht, und nahm Gift zu

sich. Er hinterließ zu seiner Rechtfertigung einen Zettel, folgenden Inhaltes:

„Ich kann unmöglich länger leben! Die „ganze Welt verkennt mich, am unverantwort„lichsten diejenigen, von denen ich noch am „ersten Liebe und Zutrauen erwarten sollte. „Ich bin des Lebens voll Leiden und Ungerech„tigkeit überdrüßig, und verlasse die Welt, um „in einer andern mehr Billigkeit und Gerech„tigkeit zu finden. Ich vergebe meinen Belei„digern, und empfehle meine Seele dem gütigen „und gerechten Richter!"

Diese Worte hatte Emmerich auf ein kleines Stück Papier geschrieben, und sie dann in seine Erzählung eingeschoben. Das Papier, auf welchem sie standen, kam unter seine Handschriften.

Eine harte Kränkung, die bald darauf Emmerichen von seinen Aeltern in einer zahlreichen Gesellschaft widerfuhr, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Länger konnte und wollte er nicht in dem väterlichen Hause blieben. Sein sehnlichster Wunsch ging dahin, mit seinem

Theophron wieder zusammen zu kommen. Er hatte schon längst seinem Vater erklärt, daß er studieren wolle, und dieser hatte darein gewilligt. Emmerich schrieb nun an denselben, und bath ihn inständig, ihn doch auf das Grünwaldner Gymnasium zu schicken; er sagte, daß dieß die größte Wohlthat wäre, die ihm der Vater erweisen könnte.

So wie alles, was er that, so ward auch dieser Brief gröblich mißverstanden. Sieh, sagte Antoinette zu ihrem Bruder, er haßt uns beyde, er will von uns fort, wir sind ihm zur Last, er hält es für die größte Wohlthat, für das größte Glück, von uns entfernt zu seyn. Der leichtgläubige Bruder gab der Schwester Gehör, hielt ihre Deutung des Briefes für die richtige, und ergrimmte über den herzlosen, undankbaren Sohn, wie er ihn nannte. Nein, rief er zornig aus, die Bitte soll, ihm zu Trotz, nicht erfüllt werden. Noch an demselben Tage erhielt Emmerich diesen Bescheid, über den er mehrere Tage lang untröstlich war.

Wie ein Schatten schlich er einher. Tugend und Verzweiflung, Schrecken und Religion kämpften in seiner Seele. Dieß alles sah der Vater, sah die Pflegemutter; aber ihre Herzen blieben ungerührt, blieben kalt. „Er sieht fürchterlich aus, sagte Antoinette — man sollte sich beynahe vor ihm als vor einem bösen Dämon fürchten!“ Langfeld schwieg, aber sein Herz knirschte vor Zorn.

Unglücklicher Weise fiel Antoinetten gerade in dieser Zeit jenes Stück Papier mit den Abschiedsworten des Selbstmörders in die Hände. Ein Schauer überfiel sie, als sie es gelesen hatte. Sie eilte damit zu ihrem Bruder. Unglücklicher Vater! rief sie ihm zu, der Himmel hat dich mit dem schrecklichsten Sohne bestraft!

Was ist vorgefallen? fragte Langfeld, erschreckt durch diese Worte.

O sieh her und lies! Der Undankbare will Hand an sich legen, will sich vergiften, will ewige Schande auf dich und deine ganze Familie bringen. Zitternd las Langfeld das Billet. Gerechter Himmel! rief er mit bebender Stim-

me aus, ist er so tief gesunken? Ein Selbstmörder! — o Bösewicht! Bösewicht! — den armen, unglücklichen Vater möchte er so gerne bald ins Grab bringen! Gott! womit hab' ich diese harte Strafe verschuldet? —

Das kommt daher, sagte Antoinette, daß du ihm seine Bitte, in Betreff des Grünwaldner Gymnasium abgeschlagen hast. Jetzt würde ich dir ernstlich rathen, daß er sobald als möglich dahin kommt, sonst erleben wir an ihm nur Unheil und Schande. Das soll geschehen, versetzte Langfeld, er soll fort — soll mir aus den Augen. Aber bis dieß geschieht, müssen wir auf jeden seiner Tritte ein wachsames Auge haben. Die Pistolen und alle Gewehre verschließe mir sogleich, daß der Undankbare keinen Mißbrauch davon macht. Ich selbst will sogleich andere nöthige Vorkehrungen treffen.

Langfeld kleidete sich um, ging sogleich in alle Apotheken und Materialgewölbe der Stadt, und bath die Inhaber derselben, seinem Sohne nichts Giftartiges zukommen zu lassen. Er beschrieb ihn so deutlich, daß es ein Leichtes war,

ihn sogleich zu erkennen. Noch diesen Tag ging in der Stadt das Gerücht, daß Emmerich sich vergiften wolle, und man wies, wo er sich nur sehen lies, mit Fingern auf ihn. Dieß entging seinem Blicke nicht. Wie erschrak der gute, redliche Jüngling, als er die Ursache davon erfuhr! Sich als Selbstmörder verschrieen zu wissen, o das durchbohrte wie ein Dolch sein Herz, und die Erde erschien ihm als eine Hölle!

Doch dieß war noch nicht genug. In einer Apotheke hatte der alte Langfeld erfahren, daß man ihn in der ganzen Stadt Judas Iscarioth, seine Schwester Antoinette aber die Hexe von Endor nenne, und daß diese Spottnahmen Emmerich aufgebracht, ja daß er selbst ein satyrisches Gemählde entworfen habe, worauf Langfeld mit seiner Schwester in einer komischen Attitüde dargestellt wäre. Ein junger Mensch, Heidemeyer, könne darüber die besten Aufschlüsse geben.

Langfeld entsetzte sich über diese Nachricht. Voll Wuth rannte er nach Hause, und theilte Antoinetten das Gehörte mit. Sie gerieth

darüber in den krampfhaftesten Zorn. Es wurde sogleich nach Heidemeyern geschickt. Dieser boßhafte Mensch erschien, und benutzte diese erwünschte Gelegenheit, seinen Groll gegen Emmerich auszulassen. Er sagte, daß er Langfelden nach einer halben Stunde die Zeichnung von seinem Sohne verschaffen wolle, daß dieser allerdings dem Manne, der unter dem Pantoffel eines Weibes seufze, den Nahmen Judas Ischarioth, dem Weibe aber den Nahme Hexe von Endor gegeben habe, und daß unter jenem Langfeld, unter diesem seine Schwester Antoinette gemeint sey. Was war des Zeugnisses gegen Emmerich mehr nöthig! „O verdammte Bestie!“ rief Antoinette und war vor Wuth außer sich.

Nach einer halben Stunde ungefähr brachte Heidemeyer die Zeichnung. Langfeld gerieth bey ihrem Anblick in neues Entsetzen. Heidemeyer empfahl sich. Antoinette mußte Emmerichen herbeyrufen. Er erschien. Langfeld war in einer fürchterlichen Stimmung. Der verkannte Sohn gerieth darüber in Verlegenheit;

dieß ward als ein neuer Beweis von seiner Schuld ausgelegt.

Kennst du, Böſewicht, dieſe Zeichnung? fragte ihn mit Ingrimm der Vater.

Emmerich. Ja, ich kenne ſie, Vater! Aber, Gott! —

Langfeld. Du antworteſt kurz, und laße Gott aus dem Spiele, wo nur vom Teufel die Rede ſeyn kann. Haſt du die Zeichnung gemacht?

Emmerich. Ja, Vater!

Langfeld. Ha, Böſewicht!

Emmerich. Vater!

Langfeld. Daß du, der niederträchtigſte — o Gott! ſtärke mich! Haſt du — ſag es frey heraus — haſt du dieſer Figur den Nahmen Judas Iſcharioth, und dieſer hier den Nahmen Hexe von Endor gegeben?

Emmerich (beſinnt ſich). Ja, ich erinnere mich deſſen, im Scherze gab ich — —

Ha, elende Creatur! rief Langfeld, und gab dem unglücklichen Sohne einen Schlag, daß er faſt bewußtlos zu Boden ſtürzte. Morgen

sollst du mir aus den Augen, fuhr er fort, du kannst in meinem Hause nicht mehr leben, du bist ein Sohn der Unnatur! — Schafft mir ihn fort, fort, daß meine Augen ihn nicht mehr sehen!

Emmerich ward auf seine Stube getragen. Er erwachte aus seiner Ohnmacht. Das Vorgefallene erschien ihm als ein schrecklicher Traum. Sein Bruder brachte ihm vom Vater den Befehl, daß er seine Sachen zusammen packen, und sich bereit halten solle, morgen früh nach Grünwalden abzureisen. Auf seine Frage, was denn den Vater bewogen habe, ihn so grausam zu behandeln, antwortete Julius mit einem Achselzucken, und entfernte sich.

Emmerich ahndete sogleich ein Mißverständniß. Er ließ den Vater bitten, ihn anzuhören. Die Bitte ward ihm abgeschlagen. Er nahm daher seine Zuflucht zur Feder, und betheuerte in einer Zuschrift an den Vater seine völlige Unschuld. Zerrissen erhielt er von Antoinetten den Brief zurück, mit dem Bedeuten, daß Lanzfeld von ihm nichts mehr annehmen wolle.

Spät am Abend brachte ihm Julius ein Billet von dem Vater. Es hieß darin, daß er, der Vater, ihm jährlich eine Summe festgesetzt habe, mit der er auskommen müßte, daß er noch zwey Jahre auf dem Gymnasium bleiben, und dann auf drey Jahre eine Universität beziehen sollte, daß man das Geld, das für ihn bestimmt sey, an den Oncle schicken, und daß er von diesem halbjährige Zahlungen erhalten werde. Er sollte sich übrigens bessern; geschähe dieses, so wolle er, der Vater, das Vergangene vergessen, und ihn wieder als seinen Sohn ansehen. Schreiben solle er ihm nur selten, und in seinen Briefen nichts von der Vergangenheit einfließen lassen.

Emmerich hatte eine unruhige, schlaflose Nacht. Des Morgens stand ein Wagen vor dem Hause, der ihn nach Grünwalden fahren sollte. Seine Sachen wurden aufgeladen. Emmerichs Herz war beklommen. Es ließ sich niemand sehen. So sehr er auch hoffen konnte, in Grünwalden an der Seite seines Theophrons Trost und Ersatz für die erduldeten

Leiden zu finden, so that es ihm doch unaussprechlich weh, auf diese Weise sein väterliches Haus zu verlassen. Endlich kam Julius auf seine Stube. Er brachte ihm die Uebersetzung des Homer, die er einst vom Vater erhalten, und welche Emmerich immer sehnlichst zu besitzen wünschte, mit der Bitte, sie als Andenken von ihm anzunehmen. Hatte nun gleich Julius ihm so manchen tiefen Kummer verursacht, so rührte ihn doch dieses Geschenk sehr; ach, der Unglückliche hielt es für einen Beweis von Bruderliebe, und nach Liebe schmachtete er ja!

Der Kutscher meldete, daß alles fertig sey. Emmerich stand bey diesen Worten bewegt da. Das väterliche Haus hatte ihm von jeher nur wenige Freuden gewährt, aber es wurde ihm doch schwer, dasselbe jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu verlassen. Der Mensch trennt sich ungern von einem Platze, mit dem eine lange Gewohnheit ihn befreundet hat. Emmerich verließ gerührt seine Stube. Er ging an das Zimmer seines Vaters. Es war verschlossen. Vater, rief der bewegte, verkannte

Sohn, nur noch Einen väterlichen Blick, noch Ein väterliches Wort, ehe ich scheide! Die Thüre ward geöffnet. Schluchzend trat Emmerich herein. Der weichherzige Langfeld wendete sich bey seinem Anblicke um, und trocknete die Augen. Emmerich sank an seine Brust. „Sie verkennen mich!“ schluchzte er. „Leben Sie wohl, Vater! Mein Herz war allezeit redlich und kindlich gesinnt! Aber Sie sind irre geführt worden! Leben Sie wohl!“ ——

„Leb wohl, Emmerich!“ sagte mit gebrochener Stimme der zu Thränen bewegte Langfeld. „Leb wohl, mein Sohn, und sey allezeit fromm und gut!“

Es war ein rührender Auftritt. Wahrscheinlich hätten in diesen glücklichen Augenblicke Vater und Sohn sich ausgesöhnt, wenn nicht Antoinette dazwischen gekommen wäre. Ihre Erscheinung machte den herzlichen Ergießungen ein Ende. Emmerich schied mit leichterem Herzen; er hatte ja an des Vaters Brust gelegen, das schwere Wort, daß man ihn verkenne, ausgesprochen, den Vater in Thrä-

nen gesehen, und in seinem Lebewohl eine sanftere, väterliche Regung des Herzens wahrzunehmen geglaubt.

Wirklich hatte dieser Abschied auf den alten Langfeld einen wohlthuenden Eindruck gemacht. Die Worte des Sohnes und seine Thränen schwebten ihm lange vor der Seele; seine Abneigung gegen ihn wurde schwächer, und der Gedanke, daß ihm vielleicht doch zu viel geschehen sey, machte ihn unruhig. Doch diese für Emmerich so günstige Stimmung währte nicht lange, sie machte bald einer neuen Abneigung gegen den schuldlosen Sohn Platz.

Julius gerieth immer mehr und mehr in schlechte Gesellschaften. Der Freundschaftszirkel, den Emmerich und Theophron aus den besten Absichten stifteten, und worin Julius, auf Vermittelung seines Bruders, aufgenommen worden war, hatte sich in einen Club verwandelt, der sich dem Spiel, der Schwelgerey und andern Ausschweifungen ergab. Julius, der, als noch die Zeit zu Uebungen des Geistes zweckmäßig angewandt wurde, die Zusammen-

künfte selten besuchte, hing jetzt, bey der veränderten Gestalt der Gesellschaft, mit ganzer Seele an ihr; alle Mitglieder waren seine vertrauten Freunde. In einer Nacht wurden von ihnen einige Excessen begangen, die die öffentliche Ruhe und Ordnung störten; die Polizey trat in's Mittel, und mehrere von den Ruhestörern, unter welchen sich auch Julius befand, wurden arretirt. Als den Tag darauf der alte Langfeld dieß erfuhr, war er mit Antoinetten vor Bestürzung außer sich. Das Stadtgerücht vergrößerte die Vergehungen der Arretirten. Langfeld fühlte die Schande, die Julius über sein Haus brachte. Er empfing ihn zornig. Antoinette suchte seinen Unwillen zu besänftigen. Auf die Frage: wie Julius in diese schlechte Gesellschaft gerathen sey, erzählte er, daß sie Emmerich gestiftet und ihn auch hinein gebracht habe. Hierdurch ward Julius in den Augen der Aeltern entschuldigt; alle Schuld fiel auf Emmerich; dieser hieß der Verführer, Julius der Verführte, und Langfeld

empfand neuen Widerwillen gegen den edlen, verkannten Sohn.

Julius wollte Kaufmann werden, und kam bald darauf in ein angesehenes Handlungshaus.

Versetze dich, lieber Leser, in Emmerichs Seele, in seine ganze Lage, und du wirst dir die Empfindungen vorstellen können, die seine Brust auf dem Wege nach Grünwalden, wo er seinen trauten Freund wieder finden sollte, durchkreuzten, du wirst die Wonne leicht empfinden können, die ihn über diese Erde und über alle auf derselben bisher erduldeten Qualen erhob, als er seinem innigst geliebten Theophron wieder in den treuen Armen lag. O ihr Mißverstandenen und Verkannten, die ihr endlich an der Brust eines redlichen Freundes euer Herz ergießen, euern Gram ausweinen konntet, ihr wißt es am besten, wie das Herz in solchen seligen Augenblicken lauter und höher schlägt, und wie erhoben und himmlisch beglückt es sich fühlt! Euch allen, die man verkennt, und die ihr noch immer die treue Seele sucht, die euch

ihn sogleich zu erkennen. Noch diesen Tag ging in der Stadt das Gerücht, daß Emmerich sich vergiften wolle, und man wies, wo er sich nur sehen lies, mit Fingern auf ihn. Dieß entging seinem Blicke nicht. Wie erschrak der gute, redliche Jüngling, als er die Ursache davon erfuhr! Sich als Selbstmörder verschrieen zu wissen, o das durchbohrte wie ein Dolch sein Herz, und die Erde erschien ihm als eine Hölle!

Doch dieß war noch nicht genug. In einer Apotheke hatte der alte Langfeld erfahren, daß man ihn in der ganzen Stadt Judas Iscarioth, seine Schwester Antoinette aber die Hexe von Endor nenne, und daß diese Spottnahmen Emmerich aufgebracht, ja daß er selbst ein satyrisches Gemählde entworfen habe, worauf Langfeld mit seiner Schwester in einer komischen Attitüde dargestellt wäre. Ein junger Mensch, Heidemeyer, könne darüber die besten Aufschlüsse geben.

Langfeld entsetzte sich über diese Nachricht. Voll Wuth rannte er nach Hause, und theilte Antoinetten das Gehörte mit. Sie gerieth

darüber in den krampfhaftesten Zorn. Es wurde sogleich nach Heidemeyern geschickt. Dieser boßhafte Mensch erschien, und benutzte diese erwünschte Gelegenheit, seinen Groll gegen Emmerich auszulassen. Er sagte, daß er Langfelden nach einer halben Stunde die Zeichnung von seinem Sohne verschaffen wolle, daß dieser allerdings dem Manne, der unter dem Pantoffel eines Weibes seufze, den Nahmen Judas Ischarioth, dem Weibe aber den Nahme Hexe von Endor gegeben habe, und daß unter jenem Langfeld, unter diesem seine Schwester Antoinette gemeint sey. Was war des Zeugnisses gegen Emmerich mehr nöthig! „O verdammte Bestie!“ rief Antoinette und war vor Wuth außer sich.

Nach einer halben Stunde ungefähr brachte Heidemeyer die Zeichnung. Langfeld gerieth bey ihrem Anblick in neues Entsetzen. Heidemeyer empfahl sich. Antoinette mußte Emmerichen herbeyrufen. Er erschien. Langfeld war in einer fürchterlichen Stimmung. Der verkannte Sohn gerieth darüber in Verlegenheit;

dieß ward als ein neuer Beweis von seiner Schuld ausgelegt.

Kennst du, Bösewicht, diese Zeichnung? fragte ihn mit Ingrimm der Vater.

Emmerich. Ja, ich kenne sie, Vater! Aber, Gott! —

Langfeld. Du antwortest kurz, und läßt Gott aus dem Spiele, wo nur vom Teufel die Rede seyn kann. Hast du die Zeichnung gemacht?

Emmerich. Ja, Vater!

Langfeld. Ha, Bösewicht!

Emmerich. Vater!

Langfeld. Daß du, der niederträchtigste — o Gott! stärke mich! Hast du — sag es frey heraus — hast du dieser Figur den Nahmen Judas Iscarioth, und dieser hier den Nahmen Hexe von Endor gegeben?

Emmerich (besinnt sich). Ja, ich erinnere mich dessen, im Scherze gab ich — —

Ha, elende Creatur! rief Langfeld, und gab dem unglücklichen Sohne einen Schlag, daß er fast bewußtlos zu Boden stürzte. Morgen

sollst du mir aus den Augen, fuhr er fort, du kannst in meinem Hause nicht mehr leben, du bist ein Sohn der Unnatur! — Schafft mir ihn fort, fort, daß meine Augen ihn nicht mehr sehen!

Emmerich ward auf seine Stube getragen. Er erwachte aus seiner Ohnmacht. Das Vorgefallene erschien ihm als ein schrecklicher Traum. Sein Bruder brachte ihm vom Vater den Befehl, daß er seine Sachen zusammen packen, und sich bereit halten solle, morgen früh nach Grünwalden abzureisen. Auf seine Frage, was denn den Vater bewogen habe, ihn so grausam zu behandeln, antwortete Julius mit einem Achselzucken, und entfernte sich.

Emmerich ahndete sogleich ein Mißverständniß. Er ließ den Vater bitten, ihn anzuhören. Die Bitte ward ihm abgeschlagen. Er nahm daher seine Zuflucht zur Feder, und betheuerte in einer Zuschrift an den Vater seine völlige Unschuld. Zerrissen erhielt er von Antoinetten den Brief zurück, mit dem Bedeuten, daß Lanzfeld von ihm nichts mehr annehmen wolle.

achtet; statt die Zeit auf nützliche Uebungen des Geistes zu verwenden, fing man an, dieselbe durch unnütze Zänkereyen, Spiele und Gelage zu verschwenden. Ein Paar Witzlinge, die aufgenommen worden waren, brachten Mißtrauen und Spannungen unter die übrigen Mitglieder; es entspann sich ein Mißverständniß aus dem andern; man beleidigte sich durch spitzige Reden, und veranlaßte dadurch den Austritt der besten Mitglieder. Auch Emmerich beschloß, weg zu bleiben.

Kurz vorher hatte einer von der Gesellschaft ein satyrisches Gemählde, von ihm selbst verfertigt, der Gesellschaft zur Beurtheilung vorgelegt. Es stellte einen karrikaturmäßig gezeichneten Mann vor, der unter dem Pantoffel einer Xantippenartigen Frau seufzte. Emmerichen gefiel die Zeichnung, wegen des echt Komischen, das darin lag. Er lachte, als er sie erblickte, und äußerte dabey, daß die Frau ihm vorkomme, wie die Hexe zu Endor, den Mann als Judas Ischariot. Zu Hause setzte er sich hin, entwarf dasselbe Gemählde in seiner Ma-

nier und legte es gleichfalls der Gesellschaft vor. Der Erfinder der Scene äußerte unter lautem Lachen, daß man unter den Pantoffelmann den Nahmen „Commerzien-Rath Langfeld," unter jener Xantippe aber, „Antoinette" setzen könnte, und gab deutlich zu verstehen, daß er diese zwey Personen bey seiner satyrischen Arbeit im Sinne gehabt habe. Er glaubte dadurch Emmerichen, von dessen Verhältnissen gegen seine Aeltern er wohl unterrichtet war, sich sehr zu verbinden. Allein Emmerich gab ihm seinen Unwillen hierüber deutlich zu verstehen, verbath sich jede unanständige Anspielung auf seine Aeltern, und sagte der Gesellschaft für immer Lebewohl. Heidemeyer, der Verfasser der Zeichnung, nahm dieses sehr übel auf, und schwor Rache.

Nicht lange darauf entwarf Emmerich eine Erzählung von sehr traurigem Inhalte. Der Held der Geschichte wurde durch das hartherzige Betragen seiner Nebenmenschen gegen ihn zur Verzweiflung gebracht, und nahm Gift zu

sich. Er hinterließ zu seiner Rechtfertigung einen Zettel, folgenden Inhaltes:

„Ich kann unmöglich länger leben! Die „ganze Welt verkennt mich, am unverantwortlichsten diejenigen, von denen ich noch am „ersten Liebe und Zutrauen erwarten sollte. „Ich bin des Lebens voll Leiden und Ungerechtigkeit überdrüßig, und verlasse die Welt, um „in einer andern mehr Billigkeit und Gerechtigkeit zu finden. Ich vergebe meinen Beleidigern, und empfehle meine Seele dem gütigen „und gerechten Richter!"

Diese Worte hatte Emmerich auf ein kleines Stück Papier geschrieben, und sie dann in seine Erzählung eingeschoben. Das Papier, auf welchem sie standen, kam unter seine Handschriften.

Eine harte Kränkung, die bald darauf Emmerichen von seinen Aeltern in einer zahlreichen Gesellschaft widerfuhr, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Länger konnte und wollte er nicht in dem väterlichen Hause bleiben. Sein sehnlichster Wunsch ging dahin, mit seinem

Theophron wieder zusammen zu kommen. Er hatte schon längst seinem Vater erklärt, daß er studieren wolle, und dieser hatte darein gewilligt. Emmerich schrieb nun an denselben, und bath ihn inständig, ihn doch auf das Grünwaldner Gymnasium zu schicken; er sagte, daß dieß die größte Wohlthat wäre, die ihm der Vater erweisen könnte.

So wie alles, was er that, so ward auch dieser Brief gröblich mißverstanden. Sieh, sagte Antoinette zu ihrem Bruder, er haßt uns beyde, er will von uns fort, wir sind ihm zur Last, er hält es für die größte Wohlthat, für das größte Glück, von uns entfernt zu seyn. Der leichtgläubige Bruder gab der Schwester Gehör, hielt ihre Deutung des Briefes für die richtige, und ergrimmte über den herzlosen, undankbaren Sohn, wie er ihn nannte. Nein, rief er zornig aus, die Bitte soll, ihm zu Trotz, nicht erfüllt werden. Noch an demselben Tage erhielt Emmerich diesen Bescheid, über den er mehrere Tage lang untröstlich war.

Wie ein Schatten schlich er einher, Tugend und Verzweiflung, Schrecken und Religion kämpften in seiner Seele. Dieß alles sah der Vater, sah die Pflegemutter; aber ihre Herzen blieben ungerührt, blieben kalt. „Er sieht fürchterlich aus, sagte Antoinette — man sollte sich beynahe vor ihm als vor einem bösen Dämon fürchten!“ Langfeld schwieg, aber sein Herz knirschte vor Zorn.

Unglücklicher Weise fiel Antoinetten gerade in dieser Zeit jenes Stück Papier mit den Abschiedsworten des Selbstmörders in die Hände. Ein Schauer überfiel sie, als sie es gelesen hatte. Sie eilte damit zu ihrem Bruder. Unglücklicher Vater! rief sie ihm zu, der Himmel hat dich mit dem schrecklichsten Sohne bestraft!

Was ist vorgefallen? fragte Langfeld, erschreckt durch diese Worte.

O sieh her und lies! Der Undankbare will Hand an sich legen, will sich vergiften, will ewige Schande auf dich und deine ganze Familie bringen. Zitternd las Langfeld das Billet. Gerechter Himmel! rief er mit bebender Stim-

me aus, ist er so tief gesunken? Ein Selbstmörder! — o Bösewicht! Bösewicht! — den armen, unglücklichen Vater möchte er so gerne bald ins Grab bringen! Gott! womit hab' ich diese harte Strafe verschuldet? —

Das kommt daher, sagte Antoinette, daß du ihm seine Bitte, in Betreff des Grünwaldner Gymnasium abgeschlagen hast. Jetzt würde ich dir ernstlich rathen, daß er sobald als möglich dahin kommt, sonst erleben wir an ihm nur Unheil und Schande. Das soll geschehen, versetzte Langfeld, er soll fort — soll mir aus den Augen. Aber bis dieß geschieht, müssen wir auf jeden seiner Tritte ein wachsames Auge haben. Die Pistolen und alle Gewehre verschließe mir sogleich, daß der Undankbare keinen Mißbrauch davon macht. Ich selbst will sogleich andere nöthige Vorkehrungen treffen.

Langfeld kleidete sich um, ging sogleich in alle Apotheken und Materialgewölbe der Stadt, und bath die Inhaber derselben, seinem Sohne nichts Giftartiges zukommen zu lassen. Er beschrieb ihn so deutlich, daß es ein Leichtes war,

ihn sogleich zu erkennen. Noch diesen Tag ging in der Stadt das Gerücht, daß Emmerich sich vergiften wolle, und man wies, wo er sich nur sehen lies, mit Fingern auf ihn. Dieß entging seinem Blicke nicht. Wie erschrak der gute, redliche Jüngling, als er die Ursache davon erfuhr! Sich als Selbstmörder verschrieen zu wissen, o das durchbohrte wie ein Dolch sein Herz, und die Erde erschien ihm als eine Hölle!

Doch dieß war noch nicht genug. In einer Apotheke hatte der alte Langfeld erfahren, daß man ihn in der ganzen Stadt Judas Ischarioth, seine Schwester Antoinette aber die Hexe von Endor nenne, und daß diese Spottnahmen Emmerich aufgebracht, ja daß er selbst ein satyrisches Gemählde entworfen habe, worauf Langfeld mit seiner Schwester in einer komischen Attitüde dargestellt wäre. Ein junger Mensch, Heidemeyer, könne darüber die besten Aufschlüsse geben.

Langfeld entsetzte sich über diese Nachricht. Voll Wuth rannte er nach Hause, und theilte Antoinetten das Gehörte mit. Sie gerieth

darüber in den krampfhaftesten Zorn. Es wurde sogleich nach Heidemeyern geschickt. Dieser boßhafte Mensch erschien, und benutzte diese erwünschte Gelegenheit, seinen Groll gegen Emmerich auszulassen. Er sagte, daß er Langfelden nach einer halben Stunde die Zeichnung von seinem Sohne verschaffen wolle, daß dieser allerdings dem Manne, der unter dem Pantoffel eines Weibes seufze, den Nahmen Judas Ischarioth, dem Weibe aber den Nahme Hexe von Endor gegeben habe, und daß unter jenem Langfeld, unter diesem seine Schwester Antoinette gemeint sey. Was war des Zeugnisses gegen Emmerich mehr nöthig! „O verdammte Bestie!" rief Antoinette und war vor Wuth außer sich.

Nach einer halben Stunde ungefähr brachte Heidemeyer die Zeichnung. Langfeld gerieth bey ihrem Anblick in neues Entsetzen. Heidemeyer empfahl sich. Antoinette mußte Emmerichen herbeyrufen. Er erschien. Langfeld war in einer fürchterlichen Stimmung. Der verkannte Sohn gerieth darüber in Verlegenheit;

dieß ward als ein neuer Beweis von seiner Schuld ausgelegt.

Kennst du, Bösewicht, diese Zeichnung? fragte ihn mit Ingrimm der Vater.

Emmerich. Ja, ich kenne sie, Vater! Aber, Gott! —

Langfeld. Du antwortest kurz, und läßt Gott aus dem Spiele, wo nur vom Teufel die Rede seyn kann. Hast du die Zeichnung gemacht?

Emmerich. Ja, Vater!

Langfeld. Ha, Bösewicht!

Emmerich. Vater!

Langfeld. Daß du, der niederträchtigste — o Gott! stärke mich! Hast du — sag es frey heraus — hast du dieser Figur den Nahmen Judas Ischarioth, und dieser hier den Nahmen Hexe von Endor gegeben?

Emmerich (besinnt sich). Ja, ich erinnere mich dessen, im Scherze gab ich — —

Ha, elende Creatur! rief Langfeld, und gab dem unglücklichen Sohne einen Schlag, daß er fast bewußtlos zu Boden stürzte. Morgen

sollst du mir aus den Augen, fuhr er fort, du kannst in meinem Hause nicht mehr leben, du bist ein Sohn der Unnatur! — Schafft mir ihn fort, fort, daß meine Augen ihn nicht mehr sehen!

Emmerich ward auf seine Stube getragen. Er erwachte aus seiner Ohnmacht. Das Vorgefallene erschien ihm als ein schrecklicher Traum. Sein Bruder brachte ihm vom Vater den Befehl, daß er seine Sachen zusammen packen, und sich bereit halten solle, morgen früh nach Grünwalden abzureisen. Auf seine Frage, was denn den Vater bewogen habe, ihn so grausam zu behandeln, antwortete Julius mit einem Achselzucken, und entfernte sich.

Emmerich ahndete sogleich ein Mißverständniß. Er ließ den Vater bitten, ihn anzuhören. Die Bitte ward ihm abgeschlagen. Er nahm daher seine Zuflucht zur Feder, und betheuerte in einer Zuschrift an den Vater seine völlige Unschuld. Zerrissen erhielt er von Antoinetten den Brief zurück, mit dem Bedeuten, daß Lanzfeld von ihm nichts mehr annehmen wolle.

Spät am Abend brachte ihm Julius ein Billet von dem Vater. Es hieß darin, daß er, der Vater, ihm jährlich eine Summe festgesetzt habe, mit der er auskommen müßte, daß er noch zwey Jahre auf dem Gymnasium bleiben, und dann auf drey Jahre eine Universität beziehen sollte, daß man das Geld, das für ihn bestimmt sey, an den Oncle schicken, und daß er von diesem halbjährige Zahlungen erhalten werde. Er sollte sich übrigens bessern; geschähe dieses, so wolle er, der Vater, das Vergangene vergessen, und ihn wieder als seinen Sohn ansehen. Schreiben solle er ihm nur selten, und in seinen Briefen nichts von der Vergangenheit einfließen lassen.

Emmerich hatte eine unruhige, schlaflose Nacht. Des Morgens stand ein Wagen vor dem Hause, der ihn nach Grünwalden fahren sollte. Seine Sachen wurden aufgeladen. Emmerichs Herz war beklommen. Es ließ sich niemand sehen. So sehr er auch hoffen konnte, in Grünwalden an der Seite seines Theophrons Trost und Ersatz für die erduldeten

Leiden zu finden, so that es ihm doch unaussprechlich weh, auf diese Weise sein väterliches Haus zu verlassen. Endlich kam Julius auf seine Stube. Er brachte ihm die Uebersetzung des Homer, die er einst vom Vater erhalten, und welche Emmerich immer sehnlichst zu besitzen wünschte, mit der Bitte, sie als Andenken von ihm anzunehmen. Hatte nun gleich Julius ihm so manchen tiefen Kummer verursacht, so rührte ihn doch dieses Geschenk sehr; ach, der Unglückliche hielt es für einen Beweis von Bruderliebe, und nach Liebe schmachtete er ja!

Der Kutscher meldete, daß alles fertig sey. Emmerich stand bey diesen Worten bewegt da. Das väterliche Haus hatte ihm von jeher nur wenige Freuden gewährt, aber es wurde ihm doch schwer, dasselbe jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu verlassen. Der Mensch trennt sich ungern von einem Platze, mit dem eine lange Gewohnheit ihn befreundet hat. Emmerich verließ gerührt seine Stube. Er ging an das Zimmer seines Vaters. Es war verschlossen. Vater, rief der bewegte, verkannte

Sohn, nur noch Einen väterlichen Blick, noch Ein väterliches Wort, ehe ich scheide! Die Thüre ward geöffnet. Schluchzend trat Emmerich herein. Der weichherzige Langfeld wendete sich bey seinem Anblicke um, und trocknete die Augen. Emmerich sank an seine Brust. „Sie verkennen mich!“ schluchzte er. „Leben Sie wohl, Vater! Mein Herz war allezeit redlich und kindlich gesinnt! Aber Sie sind irre geführt worden! Leben Sie wohl!“ ——

„Leb wohl, Emmerich!“ sagte mit gebrochener Stimme der zu Thränen bewegte Langfeld. „Leb wohl, mein Sohn, und sey allezeit fromm und gut!“

Es war ein rührender Auftritt. Wahrscheinlich hätten in diesen glücklichen Augenblicke Vater und Sohn sich ausgesöhnt, wenn nicht Antoinette dazwischen gekommen wäre. Ihre Erscheinung machte den herzlichen Ergießungen ein Ende. Emmerich schied mit leichterem Herzen; er hatte ja an des Vaters Brust gelegen, das schwere Wort, daß man ihn verkenne, ausgesprochen, den Vater in Thrä-

nen gesehen, und in seinem Lebewohl eine sanftere, väterliche Regung des Herzens wahrzunehmen geglaubt.

Wirklich hatte dieser Abschied auf den alten Langfeld einen wohlthuenden Eindruck gemacht. Die Worte des Sohnes und seine Thränen schwebten ihm lange vor der Seele; seine Abneigung gegen ihn wurde schwächer, und der Gedanke, daß ihm vielleicht doch zu viel geschehen sey, machte ihn unruhig. Doch diese für Emmerich so günstige Stimmung währte nicht lange, sie machte bald einer neuen Abneigung gegen den schuldlosen Sohn Platz.

Julius gerieth immer mehr und mehr in schlechte Gesellschaften. Der Freundschaftszirkel, den Emmerich und Theophron aus den besten Absichten stifteten, und worin Julius, auf Vermittelung seines Bruders, aufgenommen worden war, hatte sich in einen Club verwandelt, der sich dem Spiel, der Schwelgerey und andern Ausschweifungen ergab. Julius, der, als noch die Zeit zu Uebungen des Geistes zweckmäßig angewandt wurde, die Zusammen-

künfte selten besuchte, hing jetzt, bey der veränderten Gestalt der Gesellschaft, mit ganzer Seele an ihr; alle Mitglieder waren seine vertrauten Freunde. In einer Nacht wurden von ihnen einige Excessen begangen, die die öffentliche Ruhe und Ordnung störten; die Polizey trat in's Mittel, und mehrere von den Ruhestörern, unter welchen sich auch Julius befand, wurden arretirt. Als den Tag darauf der alte Langfeld dieß erfuhr, war er mit Antoinetten vor Bestürzung außer sich. Das Stadtgerücht vergrößerte die Vergehungen der Arretirten. Langfeld fühlte die Schande, die Julius über sein Haus brachte. Er empfing ihn zornig. Antoinette suchte seinen Unwillen zu besänftigen. Auf die Frage: wie Julius in diese schlechte Gesellschaft gerathen sey, erzählte er, daß sie Emmerich gestiftet und ihn auch hinein gebracht habe. Hierdurch ward Julius in den Augen der Aeltern entschuldigt; alle Schuld fiel auf Emmerich; dieser hieß der Verführer, Julius der Verführte, und Langfeld

empfand neuen Widerwillen gegen den edlen, verkannten Sohn.

Julius wollte Kaufmann werden, und kam bald darauf in ein angesehenes Handlungshaus.

Versetze dich, lieber Leser, in Emmerichs Seele, in seine ganze Lage, und du wirst dir die Empfindungen vorstellen können, die seine Brust auf dem Wege nach Grünwalden, wo er seinen trauten Freund wieder finden sollte, durchkreuzten, du wirst die Wonne leicht empfinden können, die ihn über diese Erde und über alle auf derselben bisher erduldeten Qualen erhob, als er seinem innigst geliebten Theophron wieder in den treuen Armen lag. O ihr Mißverstandenen und Verkannten, die ihr endlich an der Brust eines redlichen Freundes euer Herz ergießen, euern Gram ausweinen konntet, ihr wißt es am besten, wie das Herz in solchen seligen Augenblicken lauter und höher schlägt, und wie erhoben und himmlisch beglückt es sich fühlt! Euch allen, die man verkennt, und die ihr noch immer die treue Seele sucht, die euch

beſſer zu ſchätzen weiß, euch ſchenke der Himmel bald dieſe ſeligen Augenblicke; ein redliches Herz komme euch entgegen und erleichtre euch die Laſten des Lebens. Bis dahin duldet muthig, duldet mit der Hoffnung einer frommen Seele für eine beſſere Zukunft, und mit der Ueberzeugung, daß Tauſende vor Euch daſſelbe litten, und Tauſende nach Euch es leiden werden, daß faſt durchgängig nur der beſſere Menſch verkannt werde, und daß am Ende ſich doch Herzen finden, die ſich an den verſchmähten Edlen mit Innigkeit anſchließen.

Eine neue Welt nahm von nun an für Emmerich den Anfang. Mit Kraft arbeitete er ſich aus der Schwermuth hervor, der er im väterlichen Hauſe beynahe erlegen wäre. Er wußte wohl, daß müßiges Hinbrüten und leere Klagen über ſeine Leiden nichts frommen, und daß nur Handeln! Handeln! die Pflicht des Mannes und das beſte Mittel ſey, den Widerwärtigkeiten des Lebens zu begegnen. Jeder aufſtrebende und mit den Launen des Glückes kämpfende Jüngling ſollte, gleich ihm, nur im rü-

ligen Handeln seinen Beruf finden, und sich darin gestärkt fühlen; was Matthisson sagt, sollte ihm beständig als ein leitender Spruch vorschweben:

„Klage geziemt nicht dem Starken; im Kampf mit dem eisernen Schicksal
„Siegt nur die rüstige That; Worte sind Beute des Sturms.
„Schlägt ihm ein ähnliches Herz: so geb' er sich ganz und auf ewig;
„Bleibt ihm dieß Kleinod versagt: werd er sich selber die Welt."

Mit eisernem Fleiße lag Emmerich den Wissenschaften ob, und machte in denselben die sichtbarsten Fortschritte. Rastlose Thätigkeit und Redlichkeit gingen bey ihm stets Hand in Hand. Die Achtung seiner Lehrer und der besten Mitschüler war ihm ein Sporn, im Guten unermüdet fortzuschreiten. Mit den schmeichelhaftesten Zeugnissen versehen, bezog er die Universität. Die drey Jahre, die er auf der-

ſelben verlebte, benutzte er gewiſſenhaft. Am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn geſchah von einem Geheimenrathe an ihn die Anfrage, ob er nicht geneigt wäre, den Sohn desſelben auf einer Reiſe durch die Schweiz und Italien zu begleiten. Er entſchloß ſich dazu. Nach einem Jahre kehrte er, bereichert mit vielen Kenntniſſen und Erfahrungen, von dieſer Reiſe zurück. Sie hatte ihm unendlich viel Freude gewährt.

Der Geheimerath machte jetzt ſeine nähere Bekanntſchaft. Er fand in ihm einen jungen Mann von ſeltner Bildung des Verſtandes, und ſchätzte ihn mit jedem Tage höher; er entdeckte bey ihm einen feſten, guten Charakter, und umfaßte ihn mit Hochachtung und Wohlwollen. Er trug ihm eine Sekretärſtelle an, und Emmerich nahm ſie an. Ihre Verhältniſſe wurden mit jedem Tage vertraulicher, und Emmerichs ſehnlichſte Wünſche waren erfüllt. Seit ſeinem Abgange aus dem väterlichen Hauſe hatte er ſeinen Vater nicht wieder geſehen, aber zuweilen ihm Nachrichten über ſeine Lage mitgetheilt, und durch herzliche Zuſchriften ſeine Va-

terliebe zu gewinnen gesucht. Allein seine Bemühungen blieben immer fruchtlos. Antoinette verhinderte die völlige Aussöhnung des Sohnes mit dem Vater.

Unterdeß war in Langfelds Hause manche Veränderung vorgegangen. Die Verschwendungen, die Antoinette sich erlaubte, hätten längst den Ruin seines Vermögens herbey gezogen, wenn nicht eine reiche Erbschaft die erschöpften Cassen wieder gefüllt hätte. Doch auch sie verschwand allmählich. Langfeld war gezwungen, eine Summe nach der andern aufzunehmen. Die ganze Stadt sprach von seinem Fall. Die Gläubiger forderten ihre Capitalien zurück. Er konnte sie nicht zahlen. Bey den Freunden seines Hauses, die an seinen Verschwendungen Theil genommen hatten, sich aber jetzt zurückzogen, suchte er vergebens Hülfe. Die Creditoren nahmen ihre Zuflucht zu dem obrigkeitlichen Beystande. Sein Vermögenszustand ward gerichtlich untersucht, und alles, was er noch besaß, in Beschlag genommen, als man seine

Finanzen in den bedenklichsten Umständen fand. Nun strömten noch mehr Gläubiger herbey, und forderten Summen zurück, von denen er nichts wußte. Einige davon waren Antoinetten, andere, auf ihr Geheiß, ihrem Lieblinge Julius vorgestreckt worden, der sich jetzt in einer fernen Handelsstadt in einem großen Handelshause aufhielt. Langfeld erschrak, als er diese beträchtlichen, heimlich gemachten, Schulden erfuhr. Die gerechten Vorwürfe, die er deßhalb seiner Schwester machte, nahm dieses bösartige Weib mit spöttelnder Miene und sichtbarem Unwillen auf. Nach zwey Tagen war sie verschwunden. Sie hatte des Nachts sich mit allen ihren Habseligkeiten heimlich davon gemacht, und Langfelden gelang es nicht, zu erfahren, wohin sie geflohen sey.

Sein Bankerott war groß und erregte viel Aufsehen. Dieß, dann die Entweichung Antoinettens und manche schändliche Streiche des verzogenen Julius, die er jetzt erfuhr, schlugen sein Herz ganz danieder. Er hatte nicht den Muth, öffentlich zu erscheinen; in jedem Ge-

sichte, das er erblickte, glaubte er Vorwürfe lesen zu müssen. Daß er sich in Julius so sehr geirrt habe, erfüllte ihn mit dem bittersten Unmuth. Daß er Emmerichen verkannt habe, fing ihm an immer wahrscheinlicher zu werden. Ihm dieß zu gestehen, und Hülfe bey ihm zu suchen, diese beschämende Demüthigung widerstand ihm, und er beschloß, ihm seinen Fall zu verschweigen, und nur dem Bruder, Julius, seine gegenwärtige traurige Lage zu melden, an der dieser zum Theil Schuld war.

Viele Gläubiger verloren ansehnliche Summen. Schimpf und Schande war mit Langfelds Bankerotte verbunden. Er gerieth aus einer Verlegenheit in die andere. In der Stadt konnte und wollte er nicht bleiben; wohin er seine Zuflucht nehmen sollte, wußt' er lange nicht; endlich entschloß er sich, in einen Marktflecken zu ziehen, der eine Tagereise weit von seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte entfernt lag.

Ehe er abreiste, ereignete sich noch eine Scene, die sein weiches Herz nicht wenig rührte. Die Bauernfamilie, die Emmerich, als er

sich noch im älterlichen Hause befand, so sehr es in seinen Kräften stand, unterstützte, hatte späterhin, da er schon in Grünwalden lebte, erfahren, wer er sey. Da sie erfuhr, in welche Umstände der Commerzien-Rath Langfeld gerathen sey, machten sich Mann und Frau nach der Stadt auf und besuchten denselben. Mit Dankbarkeit und liebenswürdiger Unbefangenheit erzählten sie ihm, wie liebreich ihnen sein ältester Sohn in ihrer Noth beygestanden hätte, daß sie ihn nie vergessen würden, daß sie täglich für seine Gesundheit und sein Wohlergehen betheten, daß sie selbst sich jetzt in einer bessern Lage befänden, und daß sie den Commerzien-Rath bäthen, als eine kleine Erkenntlichkeit für die Wohlthaten, die ihnen sein Sohn erzeigt habe, einen Korb Aepfel, die in ihrem Garten gewachsen wären, und ein Paar Kapaunen anzunehmen.

Langfeld gerieth über das, was er hörte, in nicht geringe Verwunderung. Solcher Handlungen hielt er Emmerichen nicht fähig. In welchem neuen Lichte erschien er ihm jetzt! wie

ganz abstechend von seinem Bruder! Nur Bubenstreiche erfuhr er von dem einen Sohne, der ihm immer in Engelsgestalt erschienen war, nur edle Handlungen von dem andern, dem er nur böse Gesinnungen zugetraut hatte! Welcher Widerspruch! welche Täuschung! Wäre Langfeld ein Mann von größerem Scharfsinne gewesen, er würde jetzt leicht in den Zusammenhang der Sache eingedrungen seyn, und die Täuschung enthüllt haben, mit denen er von Antoinetten umflochten worden war. Doch der dazu nöthige Scharfsinn mangelte ihm, und obgleich das Vorurtheil gegen Emmerich in etwas geschwächt wurde: so blieb dieser ihm dennoch immer verdächtig. Er konnte unter andern nicht begreifen, wie Emmerich zu alle dem Gelde gekommen war, womit er jene arme Familie unterstützt, und andere Ausgaben bestritten hatte. Daß er sich an seiner Casse vergriffen und jene Rolle Speciesthaler entwendet habe, war in seinen Augen unumstößlich gewiß; als Dieb erschien ihm daher Emmerich noch im-

mer, und war dieß nicht hinlänglich, ihn zu hindern, volles Zutrauen zu ihm zu faſſen?

Langfeld verließ als halber Bettler die Stadt. Auf Verwendung eines alten Freundes, mit dem er nach Henriettens Tode zerfallen war, erhielt er in ſeinem neuen Aufenthaltsorte, Hagenau, eine Summe von zweytauſend Thalern vorgeſtreckt, und machte damit verſchiedene Speculationen. Nur dieſer Freund wußte um ſeinen Aufenthalt. Es war ihm alles daran gelegen, daß in Hagenau niemand erfahre, wer er ſey; er fürchtete nicht mit Unrecht, daß man ihm allen Credit entzöge, und ihn aus dem gedachten Marktflecken verwieſe, wenn er daſelbſt als Bankerotteur bekannt würde. Nicht alle Unternehmungen glückten ihm, er mußte kümmerlich leben, und noch mehr Schulden machen.

Kaum befand er ſich etwas über zwey Monathe in Hagenau, als er durch die Poſt eine Rolle Geld erhielt. Es waren zwanzig Thaler. Der Ueberſender wünſchte ihm richtigen Em-

pfang, verschwieg aber seinen Nahmen. Nach einem Vierteljahre kam abermahls diese Summe an. Langfeld gerieth auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Julius ihm die Summen überschicke, und daß er damit das Vergangene wieder gut machen wolle.

Eines Tages, da er eben in Sorgen an seinem Schreibepulte sitzt, wird an seine Thüre geklopft. Wie erschrickt Langfeld, als er den Amtmann Reinhard herein treten sieht. Dieser wackre Mann lebte nahe bey Langfelds Geburtsstadt und war als ein gerechter, gerader und redlicher Mann bekannt und allgemein geschätzt. Seine Erscheinung setzte Langfelden in Verlegenheit, weil er glaubte, daß sein Aufenthaltsort verrathen sey. Reinhard, der dieß merkte, faßte ihn treuherzig bey der Hand und sagte: Fürchten Sie nichts, mein Freund, außer mir weiß niemand Ihren jetzigen Wohnort, und von mir soll ihn auch niemand erfahren. Wie es kommt, daß Sie mich hier sehen, will ich Ihnen offenherzig sagen. Ihr Sohn Emmerich ist die Ursache davon.

Mein Sohn Emmerich? fragte Langfeld bestürzt. —

Die Sache hängt so zusammen, fuhr Reinhard fort. Als Ihr Sohn noch in Ihrem Hause war, besuchte er mich zuweilen, doch ohne sich mir näher zu erkennen zu geben. Er bath sich von mir etwas zum Schreiben aus. Seine Hand, seine Accurateſſe, sein wackres Wesen, kurz, der ganze junge Mensch gefiel mir. Ich gab ihm viel Arbeit, und sie trug ihm manchen schönen Thaler ein. Er verschwand aber auf Ein Mahl, und ich hörte seitdem kein Wort von ihm. Daß er Ihr Sohn sey, habe ich nie erfahren. Vor kurzem erhalte ich einen Brief ich erkenne sogleich an der Adreſſe seine Hand, und habe meine große Freude darüber. In dem Briefe selbst entdeckt er sich mir als Ihren Sohn, und gibt mir im Vertrauen und mit der Bitte, es bey mir zu behalten, Ihren Aufenthaltsort an. Zugleich ersucht er mich, Sie bey Gelegenheit zu besuchen, und mich um Ihren jetzigen Zustand zu erkundigen. Da mich gerade eine Reise bey Ihnen durch führt: so kann

ich unmöglich umhin, den Wunsch Ihres von mir sehr geschätzten Sohnes zu erfüllen.

Langfeld war durch diese Erzählung zu Thränen gerührt. Zutrauungsvoll entdeckte er dem biedern Amtmanne, daß er kümmerlich leben müsse, und gerade jetzt großen Geldmangel leide.

Wissen Sie was, lieber Freund, sagte jetzt Reinhard, ich bin zwar kein reicher Mann; aber ich kann jetzt auf einige Jahre 400 Rthl. entbehren. Wenn Ihnen mit dieser Summe gedient ist, so verfügen Sie darüber. Sie zahlen Sie mir ohne Zinsen zurück, so bald Sie dazu im Stande sind. Ich glaube dieß Ihrem rechtschaffenen Sohne schuldig zu seyn.

O Gott! rief Langfeld gerührt, und umarmte den wackern Amtmann, Sie wissen nicht, aus welcher drückenden Verlegenheit Sie mich reißen, welche große Wohlthat Sie mir erweisen! Daß Sie mir meinen Sohn von einer so vortheilhaften Seite bekannt machen, auch dafür nehmen Sie meinen herzlichen Dank. Es geht mir immer mehr Licht über ihn auf. Ach,

762892 A

Herr Amtmann, ich fürchte, ich fürchte, daß ich mich durch kränkende Verkennung seines Werthes sehr an ihm versündigt habe. —

Er hat gewiß den redlichsten Charakter, versetzte Reinhard, davon können Sie überzeugt seyn. — Er zählte ihm hierauf die 400 Rthl. ab, und trennte sich von ihm, mit dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

O mein Sohn Emmerich! sprach Langfeld, als ihn der Amtmann verlassen hatte, du, den ich auf eine so unverzeihliche Weise verkannte, den ich aus meinem Herzen und aus meinem Hause verstieß, du wirst jetzt mein Retter, mein Schutzengel! Er zweifelte nicht, daß auch die Rollen Geldes, welche er vierteljährig von der Post regelmäßig erhielt, von Emmerichen kämen. Nun war ihm auch deutlich, woher dieser das Geld erhalten habe, womit er die arme Familie unterstützte, und Emmerich erschien ihm in freundlichem Lichte, als ein seltner, edler Mensch.

Er irrte sich nicht. Jene Rollen kamen wirklich von Emmerich, der durch seines Vaters Freund die traurige Lage, in welche derselbe gerathen war, erfahren hatte, und von nun an so sparsam als möglich lebte, um nur seinem verunglückten Vater einige Unterstützung ertheilen zu können. Julius ließ nichts von sich hören; ihn kümmerte das Elend seines Vaters nur wenig; seine eigenen Angelegenheiten machten ihm zu schaffen genug.

So war abermahls ein Jahr verflossen. Zu Langfelds Unglück starb der Freund, durch dessen Vermittelung er in Hagenau zwey tausend Thaler geliehen erhalten hatte. Die Gläubiger dadurch in die Besorgniß versetzt, daß sie vielleicht ihre Capitalien verlieren könnten, überliefen Langfelden, und forderten die Zurückzahlung derselben. Langfeld erklärte, daß ihm diese jetzt noch nicht möglich sey. Er ward verklagt, und da man ganz sicher fahren wollte, trugen seine Gläubiger auf seine Verhaftnehmung an. Ihre Vorstellung, daß er, der ein bloß Eingewanderter sey, leicht heimlich sich da-

von machen könnte, blieb nicht ohne Erfolg. Das Amt kündigte ihm Arrest in der Wohnung des Amtmannes an. Es halfen keine Betheurungen und Gegenvorstellungen, Langfeld mußte sich in die mit ihm getroffene Verfügung ergeben, und eine Stube im Amthause beziehen, wo er zwar alle Bequemlichkeit und die schonendste Behandlung genoß, aber doch den Verlust seiner Freyheit fühlen mußte.

In dieser höchst unangenehmen Verlegenheit, die sein weiches Herz ganz danieder drückte, wendete er sich an Julius, und bath ihn, sich bey seinem Principale, einem reichen Banquier, für ihn zu verwenden, und denselben zu vermögen, für ihn mit drey tausend Thalern gut zu stehen, denn dieß wurde von dem Amte, als die einzige Bedingung seiner Freylassung, verlangt. Er setzte ihm umständlich seine gegenwärtige traurige Lage aus einander, und gestand ihm, daß er nur von ihm Hülfe und Rettung erwarten könne, denn von Emmerich, dessen Einkünfte dazu nicht hinreichten, könne er unmöglich Beystand verlangen.

Während dieß in Hagenau vorging, brach über Julius Haupt ein schwarzes Ungewitter aus. Seine lockre Lebensart hatte ihn in Schulden gestürzt, und seine verderbte Denkungsart zu Verbrechen verleitet, für die die Gesetze den Tod bestimmten. Er ward über ansehnlichen Veruntreuungen ertappt, und den Händen der Gerechtigkeit übergeben. Jedermann glaubte, daß er sein Leben verlieren werde. Höllenangst bemächtigte sich seiner Seele, und die schwärzeste Verzweiflung versetzte ihn in eine Art von Wahnsinn. In seinem, sich selbst zugezogenem Elende nahm er seine Zuflucht zu Vater und Bruder. Beyden schilderte er mit aller Offenheit seine schreckliche Lage, und flehte sie, um alles, was ihnen heilig sey, an, ihm beyzustehen.

Langfeld erhielt den Brief einige Tage nach dem Abgange des seinigen, worin er Julius um Beystand ersuche. Welch ein Schlag für ihn! Er sank in eine gefährliche Betäubung! Das war die schrecklichste Begebenheit in seinem Leben! Den Sohn, auf den er seine ganze

Liebe und viel Geld verschwendet hatte, auf den er so unendlich viel baute, der sein Stolz und seine Stütze im Alter seyn sollte, den sah er schon unter Henkers Händen bluten — und sich außer Stande, etwas zu seiner Rettung beyzutragen. Er weinte bittre Thränen, und wünschte sich den Tod. Tag und Nacht ward er durch die entsetzlichste Angst gefoltert, und konnte weder in sich, noch außer sich Trost finden. — Auf Emmerich machte die Zuschrift seines Bruders einen gleich betäubenden Eindruck. Er erhielt sie gerade, als ihm von dem Fürsten die Ernennung zum Regierungsrathe bekannt gemacht wurde. Was sollte er thun? Sein Herz gab ihm die richtige Antwort, und er folgte der Stimme desselben. Noch diesen Tag fuhr er nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte seines Bruders. Er fand ihn in einem bedauernswürdigem Zustande, voll peinigender Schaam, abgezehrt und in schweren Ketten. Als er Emmerichen erblickte, bedeckte er mit den Händen sein Gesicht, und fing an, laut und bitterlich zu weinen. „Unglücklicher!“ sagte Emmerich,

„wie konntest du dich so sehr vergessen? welche Leiden hast du dir durch dein Verschulden zugezogen? O Julius! Julius!“ Der Gefesselte schluchzte, und konnte kein Wort vorbringen.

Emmerich verließ ihn, und besuchte den regierenden Burgermeister der Stadt. Hier fand er seines Vaters Brief. Er las ihn, und sein Herz blutete. Vater und Bruder — beyde in der traurigsten Lage! Durch seine Verwendung ward das Urtheil, das bald darauf über Julius gefällt wurde, sehr gemildert. Er sollte auf ein Jahr in's Zuchthaus ohne Willkommen, und hierauf aus dem Gebiethe der Stadt verwiesen, und alles ersetzt werden, was er veruntreut hatte. Für das Letzte bürgte Emmerich, der, um seinen alten, unglücklichen Vater zu trösten, ihm sogleich das milde Urtheil, das über Julius gefällt wurde, meldete. Dieser Brief war für Langfelds Herz das süßeste Labsal. Er las ihn wohl zehn Mahl nach einander, und küßte ihn mit kindischem Entzücken. Emmerich kam ihm wie ein schützender Engel vor, und nichts wünschte er jetzt so sehr, als ihn an sein

Vaterherz zu drücken und um Verzeihung zu bitten.

Wenige Tage darauf fuhr eine Kutsche vor das Amthaus. Es stiegen zwey Männer aus. Sie hielten sich mehrere Stunden bey dem Amtmanne auf, und fuhren dann wieder ab. Langfeld stand, als dieses geschah, am Fenster; er sah den einen Fremden etwas von der Seite. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn. Gott! rief er, das war Emmerich!

Nach einer Stunde trat der Amtmann zu ihm. Sie sind frey, Herr Langfeld, sagte er, und können noch heute nach Ihrer Wohnung gehen, und dort Ihre Geschäfte ruhig forttreiben. Die beyden Herren, die vor einer Stunde abgefahren sind, haben Bürgschaft für Sie geleistet.

Wer beschreibt die Freude des Alten, in welche ihn diese Worte versetzten! Er faßte zitternd die Hände des Amtmanns, und stammelte ihm den herzlichsten Dank.

Emmerich und der Geheimerath waren seine Befreyer. Gern wäre der erstere seinem Vater

schon jetzt an die Brust gesunken, allein sein feines Gefühl ließ dieses nicht zu. Er wollte den Vater nicht in einer demüthigenden, er wollte ihn in einer freyern, bessern Lage umarmen, und darum versagte er sich noch auf einige Zeit dieses Vergnügen.

Nach einem Vierteljahre hielt vor Langfelds Wohnung eine Kutsche still. Emmerich, der Geheimerath und seine Tochter, Euphrosine, stiegen aus. Langfeld war vor Scham und Freude außer sich. Er drückte unter heißen Thränen seinen Sohn mit Innigkeit an die Brust. „Vergebung! Vergebung! mein theurer Sohn!" waren die ersten Worte, die er schluchzend zu ihm sprach.

O mein Vater! mein Vater! rief Emmerich; sagen Sie nichts von Vergebung, sagen Sie nur, daß Sie mich lieben, daß Sie mich für Ihren Sohn erkennen.

„O mein Sohn! mein theurer, verkannter, edler Sohn!" rief Langfeld, und drückte ihn noch inniger an sein Herz.

Ich bin glücklich, mein lieber Vater! sagte jetzt Emmerich, unaussprechlich glücklich, denn der Himmel hat mir heute einen Vater geschenkt. Das Vergangene sey vergessen! nur das Gegenwärtige soll uns freuen! Euphrosine, komm', und umarme in meinem Vater auch den Deinigen. Euphrosine that's.

Ihren Segen, lieber Vater, sagte Emmerich hierauf, Euphrosine, dieses sanfte, edle Wesen, will meine Gattinn werden; sie hat mir Herz und Hand geschenkt.

O ich glücklicher Vater! rief Langfeld; Kinder! des Himmels Segen ruhe stets auf euch; ihr verdient es! ist euch an meiner Vaterliebe etwas gelegen, so seyd versichert, daß ihr sie besitzen sollt, so lang' ich lebe. Kommt, Kinder, an mein Herz!

Er umarmte beyde, umarmte dann auch den Geheimenrath, und dieser Tag war ihm, wie er gerührt betheuerte, der schönste und glücklichste seines Lebens.

Ein Jahr verstrich, und Julius ward aus dem Zuchthause entlassen. Emmerich begnügte

sich nicht damit, was er bereits für ihn gethan hatte, er wollte ihm nicht nur sein Leben auswirken, sondern ihn auch zu einem tugendhaften Leben, auf den Weg des Guten führen. Er ließ ihn zu sich kommen. Die erlittenen Leiden hatten ihn in sich getrieben, und zu den besten Vorsätzen gebracht. Beschämt erschien er vor Emmerich. Weinend dankte er ihm für seine brüderliche Verwendung. Emmerich that ihm Vorstellungen, und erschütterte sein Herz. Julius schluchzte, und wollte ihn umarmen. Emmerich zog sich aber zurück. Noch nicht, mein Bruder, sagte er mit Würde, erst beweise, daß es dir mit deiner Besserung ein Ernst ist. Hast du mich davon überzeugt, dann will ich dich mit Bruderliebe an mein Herz drücken, und mit dir vor Freude weinen, daß du ein edlerer Mensch geworden bist. Julius sank ihm zu Füßen, faltete die Hände gen Himmel, und gelobte heilig, von nun an nur der Tugend zu huldigen. Emmerich erklärte ihm nun, daß er bereits dafür gesorgt habe, ihn an seinem Wohnorte in einem Handelshause eine

Stelle zu verschaffen, daß er aber seine Hand ganz von ihm zurückziehen wollte, wenn er bemerken sollte, daß Julius seinen guten Vorsätzen nicht treu bleibe. Julius war tief gerührt über diesen seltenen Edelmuth des Bruders. Er gestand ihm in dieser Stunde offenherzig alle Vergehungen, die er sich auch in Rücksicht seiner hatte zu Schulden kommen lassen. Emmerich verzieh ihm gern. Wer offen seine Fehltritte bekennt, sagte er ihm, ist schon auf dem rechten Wege; er wälzt dadurch Lasten von seinem Herzen, die ihn sonst ewig gedrückt hätten. Bleibe nur nicht stehen, Bruder! fasse Muth! auch der, der sehr tief gesunken ist, kann sich edel erheben! in ihm liegt das Vermögen, sich zum redlichsten, achtungswürdigsten Mann empor zu arbeiten! Diese Worte waren für Julius Worte des Himmels. Du hast schon so viel für mich gethan, mein liebster Bruder! sagte er, vollende dein Werk, und erfülle noch Einen meiner Wünsche. Erlaube mir, daß ich dich am Ende einer jeden Woche besuchen, und dir von der Anwendung meiner

Zeit Rechenschaft ablegen darf. Herzlich gern will ich dieses erlauben, erwiederte Emmerich, und es als einen Beweis deiner gebesserten Gesinnung ansehen. —

Mit vollem Ernst arbeitete wirklich Julius von nun an an seiner Veredlung. Mit Freuden bemerkte dieß der Bruder.

Nach einem Jahre reisten beyde zu ihrem Vater. „Ich bringe Ihnen, lieber Vater, sagte Emmerich, als er ihn begrüßt hatte, einen treuevollen, gebesserten Sohn, der Ihrer Liebe nicht unwerth ist.“

Julius fiel dem Vater um den Hals, und weinte Freudenthränen.

Komm nun auch an mein Herz, sprach Emmerich, und umarmte den gerührten Bruder. Alle fühlten sich freudig erhoben, verziehen einander alles, und lebten auf zu einem neuen Leben. Julius Bekenntnisse, die er dem Vater that, setzten Emmerichs edles Herz in das hellste Licht, und waren die schönste Belohnung seiner standhaften, frommen Duldung in den Jahren der Leiden und der Ver-

kennung. Er unterstützte Vater und Bruder, und setzte diesen dadurch in den Stand, sich in einer kleinen Stadt zu etabliren, wo er geachtet ward, und ein nützliches Leben führte. Emmerich stieg immer höher, und ward endlich ein vertrauter Rathgeber des Fürsten. Von Antoinetten erfuhr man in späten Jahren, daß sie in einem Hospitale ihr Leben geendigt habe. Theophron starb mit Emmerichen in Einem Jahre. Sie blieben bis in den Tod treue Freunde. —

Jüngling, der du zu einem Manne bestimmt bist, erwirb dir frühzeitig Festigkeit des Charakters, damit du nicht einmahl gegängelt und zu Vergehungen verleitet werdest, die einen Mann entehren! Sieh' bey der Beurtheilung des sittlichen Werthes anderer nicht auf das Aeußere, das sich der Mensch nicht selbst gibt, sondern auf das Innere, das er sich durch Selbstthätigkeit erworben hat. Komme dem Verkannten mit Zutrauen und Liebe entgegen, und entreiße ihn dadurch der Schwermuth. Wirst du selbst verkannt, so dulde

muthig, weiche nicht vom Wege der Tugend und denke: „Guten ergeht es am Ende noch gut!“

II.

Naturhiſtoriſche Unterhaltungen. *)

(Fortſetzung).

Die ſechste Ordnung der Säugethiere faßt die Thiere mit einem Pferdegebiß in ſich. Sie haben in beyden Kinnladen ſchief abgeſtumpfte Vorderzähne und Hufe an den Füßen, daher beſteigen ſie niemahls Bäume. Sie nähren ſich größtentheils aus dem Pflanzenreiche, und ſind meiſt ſehr nützliche, über die ganze Erde ausgebreitete Thiere.

Wir nennen hier vor allem andern das Pferd. Vor allen zahmen Thieren hat dieſes wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften einen großen Vorzug. Es ſtammt von einer wilden

*) Nach Bechſtein.

Race ab, die klein, dickköpfig und unansehnlich seyn, und noch jetzt in Arabien, Sibirien und in der großen Tatarey gefunden werden soll. Seine Schönheit und seine übrigen Vorzüge verdankt es der Erziehung von Seite der Menschen. Es kann zwar unter allen Himmelsstrichen ausdauern, aber ein mehr warmes als kaltes Clima ist doch seiner Natur am angemessensten. In all zu heißen und all zu kalten Ländern verliert es von seiner natürlichen Güte. Die Arabischen Pferde sind die vorzüglichsten. Alle derselben sind von mittlerem Wuchse, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, feurig, stolz und dauerhaft. Von ihnen stammen die schönsten Pferde in den meisten Ländern her. Ueber die edlere Art hält man Stammbäume. Man hat ihre Abkunft bereits 2000 Jahre hindurch aufgeschrieben, und glaubt, daß sie ursprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abstammen. Bey der Geburt eines solchen Füllen sind Notarien und Zeugen gegenwärtig, und dem Käufer wird dieß gerichtlich bestätigte Stammregister zu seiner

Sicherstellung eingehändigt. Allein auch das schlechteste Pferd von dieser Race verkauft man nicht leicht unter 500, die besten aber für mehrere tausend Thaler in Silbergeld. Ein solches läuft achtzehn bis zwanzig Meilen in Einem Tage. Außer dem zählt man die Barbarischen, Spanischen, Englischen, Neapolitanischen, Hollsteinischen, Mecklenburgischen, Dänischen, Polnischen, Ungrischen und Friesländischen zu den besten Pferden. Dieses Thier empfiehlt sich nicht bloß durch seinen schönen Körperbau, die Feinheit und das Ebenmaß seiner Glieder, sondern auch noch besonders durch seine Schnelligkeit und Stärke. Es ist im eigentlichen Verstande geschwinder wie der Wind. Denn man hat ein Beyspiel, daß ein Engliſches Pferd bey einem Wettrennen in Einer Sekunde 88 Englische Fuß gelaufen ist, da hingegen der heftigste Sturmwind, nach einer genauen Berechnung, nur 66 Englische Fuß in eben derselben Zeit zurücklegt. Auch durch seine Stärke zeichnet sich dieses Thier sehr aus.

Der Ochs ist zum Ziehen und nicht zum Tragen, der Esel zum Tragen und nicht zum Ziehen geschickt. Die Eigenschaften beyder sind in dem Pferde auf das vollkommenste vereinigt. Ein Englisches Zugpferd zieht drey bis vier tausend Pfund, und ein Lastpferd trägt 210 Englische Pfund, eine Last, die selbst kleinen Kamehlen zu schwer seyn würde. Neben der Stärke besitzt es Herzhaftigkeit und kriegerischen Muth. Es ist das einzige Thier auf Erden, das mitten im Getümmel der Schlacht weder flieht, noch in wilde Wuth geräth. Es ist unerschrocken im Feuer und Rauchdampf, heldenmüthig bey Verwundungen, und höchst selten entfährt ihm ein unwillkührlicher Laut, der dem Klagetone gleicht. Ein edler Stolz bezeichnet die Stellung und den Gang des in der Reitschule gebildeten Pferdes. Es scheint sich zu gefallen im glänzenden Geschirr und Schmuck. Ganz zur Parade geschaffen, erhöht es den Pomp festlicher Aufzüge. Durch Lob und gute Worte läßt es sich weit eher regieren und ziehen, als durch Schelten und Schlagen. Har-

te Behandlung macht es störrisch, tückisch und scheu. An Klugheit und Gelehrigkeit kann das Pferd den in diesen Stücken berühmtesten Gattungen der Thiere an die Seite gestellt werden. Selbst zu solchen Künsten läßt es sich abrichten, die dem unwissenden Haufen der Zuschauer mehr als natürlich scheinen.

Der Esel ist zwar ein verachtetes, aber dabey brauchbares und nützliches Thier. Sein Stammvater ist der wilde Esel oder Waldesel, welcher noch jetzt in der großen Tatarey unter dem Nahmen Kulan herdenweise wild lebt, etwas größer, schlanker und weit schneller als unser zahmer, sonst aber an Bildung und Farbe wenig von ihm verschieden ist. Er zieht von da im Herbste in unzähligen Herden südlich gegen Indien und Persien, und überwintert daselbst. Kältere Gegenden als Deutschland kann der Esel nicht vertragen, und überhaupt gedeiht er in wärmern, wie z. B. in Italien und Spanien, besser. Ein Maikändischer oder Spanischer wird gewöhnlich mit mehrern hundert Thalern in Silber bezahlt. Der

Esel ist so dumm nicht, als man ihn gewöhnlich ausschreyt. Seinen Treiber kennt er unter tausend Personen, und den Weg, den er einmahl gemacht hat, findet er ohne Irrthum wieder. Er ist wohlfeil zu unterhalten, und nimmt mit schlechtem Grase und Heu, mit dornigen Kräutern und Gesträuch, und mit Disteln, die mit etwas Kleyen vermischt sind, vorlieb, will aber zu seinem Getränke durchaus klares Wasser haben, und läßt sich auch durch die härtesten Schläge nicht zum trüben zwingen. Er geht sanfter und sicherer als das Pferd, und ist daher in steilen Gegenden sowohl zum Reiten als zum Lasttragen vorzüglich gut zu gebrauchen. Nach Verhältniß seines Körpers trägt er vielleicht unter allen Thieren die schwerste Last. In Spanien und Italien wird sein Fleisch gegessen, und die Füllen hält man sogar für eine Delicatesse. Seine Milch ist leicht zu verdauen, und in mehreren Krankheiten wird sie, weil sie dünn, nicht fett, nicht käsig und für schwache Magen dienlich ist, als sehr heilsam gebraucht; ja sie hat manchem Schwind-

flüchtigen schon das Leben gerettet. Das Maulthier und der Maulesel sind zwey, eben so nützliche Esels-Abarten.

Der Zebra ist eins der schönsten Säugethiere. Sein Vaterland ist Afrika. An Gestalt gleicht er einem Maulesel, und an Größe einem Maulthiere. Die Mähne am Halse ist kurz; die Grundfarbe des Körpers weiß, und in die Queere laufen lauter schmale schwarzbraune Querstreifen hin, so regelmäßig, wie wenn sie von der Hand des Mahlers gezeichnet wären. Er ist außerordentlich wild, unbändig und sehr schwer zu zähmen; daher man ihn auch, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch nicht zum Hausthiere hat machen können. Man findet ihn herdenweise in den Ebenen und er läuft, wenn er verscheucht wird, mit der größten Schnelligkeit in die nächsten Wälder, und zerstreut sich. Mit dem Pferde hat er das Wiehern und Grasfressen gemein. In Afrika erlegt man diese Thiere auf der Jagd, ißt ihr Fleisch, und braucht ihr schönes Fell zu Pferdedecken.

Das wilde Schwein findet man vorzüglich im südlichen und gemäßigten Europa. Es unterscheidet sich von dem zahmen durch den längern Kopf, längere Hauzähne, die aus der untern Kinnlade des Männchens hervortreten, kürzere, aufrechtstehende Ohren, stärkere Läufte, und schwarze, oder schwarzbraune lange, dichte und steife Borsten. Wegen seiner Farbe führt es bey den Jägern den Nahmen Schwarzwildpret. Das Männchen heißt Keuler, das Weibchen Bache, und die Jungen Frischlinge. Diese Thiere leben gesellig, tief im Walde bey moräftigen Plätzen, und nur die alten Keuler führen ein einsiedlerisches Leben. Sie sind außerordentlich muthig und stark, und thun in dem reifen Getreide und in den Kartoffeln, Kohl und Kraut, wo sie nahe an den Feldern wohnen, auch durch Umwühlen der Wiesen, großen Schaden. Sonst fressen sie Eicheln, Buchekern und allerhand Wurzeln und Erdmaden. Man jagt sie im November und December, wo sie, wegen der Eichel- und Buchenmast, am fettesten sind.

Das zahme Schwein ist, seiner Natur, Lebensweise und seinem Nutzen nach, ein so bekanntes Thier, daß wir es füglich mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Das Bisamschwein wohnt in Südamerika, und ist wild, läßt sich aber leicht zähmen, und ist kleiner als das gemeine Schwein. Es hat keinen Schwanz, aber hinten auf dem Rücken einen drüsigen Sack, in welchem sich ein schmieriges Wesen, das nach Bisam riecht, befindet. Es ist zorniger und bissiger, aber auch reinlicher als unser Schwein. Ist es geschossen, so muß man sogleich den drüsigen Sack ausschneiden, sonst bekommt das außerdem wohlschmeckende Fleich einen widrigen Bisamgeruch.

Das Flußpferd, auch Nilpferd genannt, ist unförmlich gebaut, hat fast die Größe vom Nashorn, einen Kopf, der einem Ochsenkopfe ähnlich ist, und einen ungeheuern Rachen, der unten starke, ellenlange und zwölf bis dreyzehn Pfund schwere Eckzähne hat, die so fest sind, daß sie mit dem Stahle Feuer ge-

ben. Ihre Materie ist dem Elfenbeine weit vorzuziehen, um falsche Zähne daraus zu machen. Das Maul ist mit steifen Haaren besetzt; Augen und Ohren sind überaus klein, der Leib plump und dick, die starken Beine kaum zwey Fuß hoch, der Schwanz kurz und wie eine Schildkröte gestaltet. Die dicke, fast undurchdringliche und mit kaum merklichen Haaren bedeckte Haut ist schwärzlich. — Das Thier lebt in Afrika, hielt sich sonst häufig am Nil auf, und heißt daher auch Nilpferd. Mit dem Pferde hat es aber nichts als die wiehernde, eine Viertelmeile weit erschallende Stimme gemein. Mit seinem fürchterlichen Gebiß könnte es sich allen Thieren furchtbar machen; allein es ist von Natur sanftmüthig, und so schwerfällig, daß es auch kein einziges Landthier einhohlen kann. Im Schwimmen ist es geschickter, geht aber auch oft bloß unter dem Wasser herum. Es macht sein Lager im dicksten Schilf, kommt des Nachts hervor, frißt Vegetabilien und Fische, und thut am Zuckerrohr und Reiß großen Schaden. Sonst machte es die Fahrt auf dem Nil

sehr gefährlich, und man mußte daher immer auf den Schiffen Feuer unterhalten, vor welchem es sich fürchtet. Sein Gewicht beträgt oft gegen 3000 Pfund, und das Fleisch desselben ist sehr schmackhaft. Es wird eingesalzen, und am Vorgebirge der guten Hoffnung den Vornehmsten in der Capstadt als ein sehr seltenes Geschenk dargebracht. Die geräucherte Zunge hält man für eine der größten Delicatessen. Der Speck, wovon eines tausend Pfund gibt, wird zu Thran gemacht, und das Fett als Butter verbraucht. Die starke Haut dient zu Schilden.

Die säugenden Seefische bilden die siebente und letzte Ordnung der Säugethiere, und man zählt darunter den Narval, Wallfisch, Finnfisch, Jupiterfisch, Knotenfisch, Pflockfisch, Nordkaper, Schnabelfisch, Pottfisch, den kleinen Kachelot, den kleinäugigen Kachelot, den Mastfisch, das Meerschwein, den Delphin, den Butzkopf, auch Sturm-

fisch genannt, den Schwertdelphin, und den Weißfisch.

Unter diesen Thieren ist unstreitig der gemeine oder Grönländische Walfisch das merkwürdigste. Wahrscheinlich kommt ihm an Größe kein andres gleich. Sonst traf man ihn zu 150 Fuß an, jetzt aber, da er selten sein völliges Wachsthum erreicht, hat er doch noch 50 bis 80 Fuß Länge, und 40 bis 50 Fuß Dicke. Sein größtes Gewicht schätzt man auf 100,000 Pfund. Der Kopf ist ungeheuer, und macht fast die Hälfte des Thieres aus. Die Augen sind nicht größer als Ochsenaugen, und haben bewegliche Augenlieder. Die äußern Ohren fehlen, aber nicht die Gehörwerkzeuge, die wie bey den übrigen Säugethieren sind. Die Zunge ist ein etliche tausend Pfund schweres Stück Speck, und liegt unten im Munde unbeweglich fest. In der obern Kinnlade sitzen auf beyden Seiten die Barten in Gestalt der Orgelpfeifen, vorne und hinten die kleinen und in der Mitte die größten von 10 bis 20 Fuß Länge. Sie bestehen aus fischelförmigen, wie

Kreise gekrümmten Bogen, und wiegen bey großen Wallfischen zusammen 800 bis 1000 Pfund. Der Schlund ist so enge, daß man kaum mit einer Faust durchkommen kann. Mitten auf dem Kopfe stehen zwey Luftröhren, von anderthalb Fuß Breite. Aus diesen schießt er mit gewaltigem Brausen, das eine Meile weit zu hören ist, zwey Fontainen hoch in die Luft. Der Schwanz ist etwas gabelförmig, und drey bis vier Klaftern breit. In demselben besitzen die Wallfische ihre Vertheidigungskraft, und können mit Einem Schlage ein mittelmäßiges Fahrzeug zertrümmern. Die fingersdicke Haut ist meist glatt und schwarz, am Bauche weiß. Doch gibt es auch weißliche und gelbliche. — Von der Lebensart dieser Thiere weiß man sehr wenig. Sie nähren sich von kleinen Fischen, Seeschnecken und allerley Seewürmern, welche von ihnen eingeschlürft werden, und in den Baartenfasern hängen bleiben, geben einen zinnoberrothen Auswurf von sich, und wohnen am häufigsten um Grönland und Spitzbergen. Außerdem findet man sie auch

im Atlantischen Ocean und im stillen Meere, wo sie von den alten Peruanern angebethet wurden. — Der Wallfischfang um Spitzbergen ist der beste. Die Schiffe, die deßhalb nach Grönland gehen, laufen im April aus. Engländer, Holländer, Schweden, Dänen, Hamburger und Bremer gehen jährlich auf den Wallfischfang, und man sieht in der Gegend von Spitzbergen oft 300 Schiffe beysammen, die im May und Junius, wo der beste Fang ist, wohl ein Paar tausend Wallfische fangen. Um Spitzbergen erblickt man um diese Zeit eine solche Menge Wallfische, daß die Strahlen aus ihren Blaseröhren einer großen Stadt mit rauchenden Schornsteinen ähneln. Sie werden meist vermittelst Harpunen, oder spitziger Pfeile mit starken Widerhaken, die ihnen in den Leib geworfen werden, gefangen. Haben sie sich dabey verblutet, so werden sie mit Lanzen vollends getödtet. Todt schwimmen sie nun mit dem Bauche oben, und werden mit Stricken am Schwanze zum Schiffe gezogen. Es besteigen sie dann Leute mit Sporen, hauen

den Speck, der bey einem großen an manchen Stellen ½ Ellen dick ist, so wie die Barten aus dem Rachen aus, und lassen das Gerippe den Seevögeln und Eisbären übrig. Aus dem Speck wird Thran gewonnen; der beste ist derjenige, welcher von selbst aus dem Specke ausläuft; der nachher ausgekochte ist schlechter. Die beyden Knochen der Unterkinnlade werden in Grönland, Holland und manchen andern Orten zu Thorwegen aufgerichtet, auch wohl zu Bänken und Kirchstühlen gebraucht. — Die Nordländer wissen von diesem Thiere noch mehr als den Speck und die Barten zu benutzen; sie essen das Fleisch, das mager, roth und zäher als altes Kuhfleisch ist, machen aus der Haut Schuhe und Stiefeln, aus den Eingeweiden Hemden, Blasen und allerhand Gefäße, aus dem Schwanze Fäden zum Nähen, Stricken u. d. m.

III.

Stimmen der Weisheit.

Willst du frey seyn, mein Sohn, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und sieh' niemahls nach oben hinauf.

Göthe.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun.

Göthe.

Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen
Bindet, händ' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Göthe.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Schiller.

Nur zwey Tugenden gibts, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.

Schiller.

Hofft du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönen Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug erhellt.

A. W. Schlegel.

Gefesselt führt der Schmerz uns alle durch das Leben;
Sanft, wenn wir willig gehn; hart, wenn wir widerstreben.

Michaelis.

Das Leben ist,
Freund, ein ernstes Geschäft; dulde sein Ungemach;
So nur wird dir die Reise sanft.

Herder.

Ein Charakter ist ein Fels, an welchem gestrandete Schiffe landen, und anstürmende scheitern.

Jean Paul Richter.

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen;
Nur Beharrung führt zum Ziel;

Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

Zwey sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beyden geführt.

Schiller.

Sterblicher, wo ist Seligkeit als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl- und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all' deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlet hast, den Adel deiner Seele empfindest?

J. J. Engel

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit
göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Schiller.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Schiller.

Wirf du, Erdensohn, deinen Anker nicht in die Tiefe des Erdenschlammes, sondern in die Höhe des Himmelblaues, und dein Schifflein wird fest ankern im Sturm.

Jean Paul Richter.

Ich bin jung gewesen, und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bey Gottesfürchtigen nach der alten kindlichen Weise; nur bey ihnen fand ich auch Freudig-

sehr gefährlich, und man mußte daher immer auf den Schiffen Feuer unterhalten, vor welchem es sich fürchtet. Sein Gewicht beträgt oft gegen 3000 Pfund, und das Fleisch desselben ist sehr schmackhaft. Es wird eingesalzen, und am Vorgebirge der guten Hoffnung den Vornehmsten in der Capstadt als ein sehr seltenes Geschenk dargebracht. Die geräucherte Zunge hält man für eine der größten Delicatessen. Der Speck, wovon eines tausend Pfund gibt, wird zu Thran gemacht, und das Fett als Butter verbraucht. Die starke Haut dient zu Schilden.

Die säugenden Seefische bilden die siebente und letzte Ordnung der Säugethiere, und man zählt darunter den Narval, Wallfisch, Finnfisch, Jupiterfisch, Knotenfisch, Pflockfisch, Nordkaper, Schnabelfisch, Pottfisch, den kleinen Kachelot, den kleinäugigen Kachelot, den Mastfisch, das Meerschwein, den Delphin, den Butzkopf, auch Sturm-

fisch genannt, den Schwertdelphin, und den Weißfisch.

Unter diesen Thieren ist unstreitig der gemeine oder Grönländische Wallfisch das merkwürdigste. Wahrscheinlich kommt ihm an Größe kein andres gleich. Sonst traf man ihn zu 150 Fuß an, jetzt aber, da er selten sein völliges Wachsthum erreicht, hat er doch noch 50 bis 80 Fuß Länge, und 40 bis 50 Fuß Dicke. Sein größtes Gewicht schätzt man auf 100,000 Pfund. Der Kopf ist ungeheuer, und macht fast die Hälfte des Thieres aus. Die Augen sind nicht größer als Ochsenaugen, und haben bewegliche Augenlieder. Die äußern Ohren fehlen, aber nicht die Gehörwerkzeuge, die wie bey den übrigen Säugethieren sind. Die Zunge ist ein etliche tausend Pfund schweres Stück Speck, und liegt unten im Munde unbeweglich fest. In der obern Kinnlade sitzen auf beyden Seiten die Barten in Gestalt der Orgelpfeifen, vorne und hinten die kleinen und in der Mitte die größten von 10 bis 20 Fuß Länge. Sie bestehen aus stehelförmigen, wie

Reife gekrümmten Bogen, und wiegen bey großen Wallfischen zusammen 800 bis 1000 Pfund. Der Schlund ist so enge, daß man kaum mit einer Faust durchkommen kann. Mitten auf dem Kopfe stehen zwey Luftröhren, von anderthalb Fuß Breite. Aus diesen schießt er mit gewaltigem Brausen, das eine Meile weit zu hören ist, zwey Fontainen hoch in die Luft. Der Schwanz ist etwas gabelförmig, und drey bis vier Klaftern breit. In demselben besitzen die Wallfische ihre Vertheidigungskraft, und können mit Einem Schlage ein mittelmäßiges Fahrzeug zertrümmern. Die fingersdicke Haut ist meist glatt und schwarz, am Bauche weiß. Doch gibt es auch weißliche und gelbliche. — Von der Lebensart dieser Thiere weiß man sehr wenig. Sie nähren sich von kleinen Fischen, Seeschnecken und allerley Seewürmern, welche von ihnen eingeschlürft werden, und in den Baartenfasern hängen bleiben, geben einen zinnoberrothen Auswurf von sich, und wohnen am häufigsten um Grönland und Spitzbergen. Außerdem findet man sie auch

im Atlantischen Ocean und im stillen Meere, wo sie von den alten Peruanern angebethet wurden. — Der Wallfischfang um Spitzbergen ist der beste. Die Schiffe, die deßhalb nach Grönland gehen, laufen im April aus. Engländer, Holländer, Schweden, Dänen, Hamburger und Bremer gehen jährlich auf den Wallfischfang, und man sieht in der Gegend von Spitzbergen oft 300 Schiffe beysammen, die im May und Junius, wo der beste Fang ist, wohl ein Paar tausend Wallfische fangen. Um Spitzbergen erblickt man um diese Zeit eine solche Menge Wallfische, daß die Strahlen aus ihren Blaseröhren einer großen Stadt mit rauchenden Schornsteinen ähneln. Sie werden meist vermittelst Harpunen, oder spitziger Pfeile mit starken Widerhaken, die ihnen in den Leib geworfen werden, gefangen. Haben sie sich dabey verblutet, so werden sie mit Lanzen vollends getödtet. Todt schwimmen sie nun mit dem Bauche oben, und werden mit Stricken am Schwanze zum Schiffe gezogen. Es besteigen sie dann Leute mit Spornen, hauen

den Speck, der bey einem großen an manchen Stellen ½ Ellen dick ist, so wie die Barten aus dem Rachen aus, und lassen das Gerippe den Seevögeln und Eisbären übrig. Aus dem Speck wird Thran gewonnen; der beste ist derjenige, welcher von selbst aus dem Specke ausläuft; der nachher ausgekochte ist schlechter. Die beyden Knochen der Unterkinnlade werden in Grönland, Holland und manchen andern Orten zu Thorwegen aufgerichtet, auch wohl zu Bänken und Kirchstühlen gebraucht. — Die Nordländer wissen von diesem Thiere noch mehr als den Speck und die Barten zu benutzen; sie essen das Fleisch, das mager, roth und zäher als altes Kuhfleisch ist, machen aus der Haut Schuhe und Stiefeln, aus den Eingeweiden Hemden, Blasen und allerhand Gefäße, aus dem Schwanze Fäden zum Nähen, Stricken u. d. m.

III.

Stimmen der Weisheit.

Willst du frey seyn, mein Sohn, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und sieh' niemahls nach oben hinauf.

Göthe.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun.

Göthe.

Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Göthe.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Schiller.

Nur zwey Tugenden gibts, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.

Schiller.

Hofft du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönen Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug erhellt.

A. W. Schlegel.

Gefesselt führt der Schmerz uns alle durch das Leben;
Sanft, wenn wir willig gehn; hart, wenn wir widerstreben.

Michaelis.

Das Leben ist,
Freund, ein ernstes Geschäft; dulde sein Ungemach;
So nur wird dir die Reise sanft.

Herder.

Ein Charakter ist ein Fels, an welchem gestrandete Schiffe landen, und anstürmende scheitern.

Jean Paul Richter.

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen;
Nur Beharrung führt zum Ziel;

Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

Zwey sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beyden geführt.

Schiller.

Sterblicher, wo ist Seligkeit als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl' und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all' deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlet hast, den Adel deiner Seele empfindest?

J. J. Engel.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit
göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Schiller.

Willst du dich selber erkennen, so sieh',
wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein' eigenes Herz.

Schiller.

Wirf du, Erdensohn, deinen Anker nicht in die Tiefe des Erdenschlammes, sondern in die Höhe des Himmelblaues, und dein Schifflein wird fest ankern im Sturm.

Jean Paul Richter.

Ich bin jung gewesen, und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bey Gottesfürchtigen nach der alten kindlichen Weise; nur bey ihnen fand ich auch Freudig-

keit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.

F. H. Jakobi.

Allen immer gefallen, ist ein Glücksspiel.
Wenigen gefallen, ein Werk der Tugend,
Wenns die Besseren sind. Gefallen niemand
Schmerzet und kränket.
Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte;
Wenigen gefallen, und nur den Besten.
Aber unter Beyden, ob Allen, oder
Keinem? — O keinem!

Herder.

Klage niemand über heiße Zeit; kommt es nicht auf euch an, ob ihr euch vom kochenden Sprudel wollt heilen und stärken, oder nur verwässern und versteinern lassen?

Jean Paul Richter.

Früh in blühender Jugend lern', o Jüngling,
Lebensglück. Sie entfliehn, die holden Jahre!

Wie die Welle die Welle, treibet eine
Stunde die andre.
Keine kehret zurück, bis einst dein Haupthaar
Schneeweiß glänzet; der Purpur deiner Lippen
Ist erblichen, nur Eine Schönheit blieb dir,
Männliche Tugend.
Ohne sie ist das Leben Tod; um sie nur
Lebt man. Schiebe nicht auf, vor allem andern
Dich zu haben, und werde in festem Herzen
Deiner gewiß erst.
Meide Schuld; sie verflicht mit tausend Dornen
Dich in Strafe. Wer vor ihm selbst erröthet,
Tritt vor's höchste Gericht, sein eigner Kläger,
Richter und Zeuge.

Herder.

Steure nicht zu des Meeres Höh'; am Ufer
Schwimmt dein Nachen den Silberstrom hinunter,
Sichrer, sanfter; es lachen dir zur Seite
Grünende Wiesen.

Herder.

Innre Schätze beglücken. Dir im Innern
Lieget Edelgestein und Gold; da grabe
In den Grüften. Von außen suchst du ewig
Ruhe vergebens.

Herder.

Niedrig nenne, dem Glück zu schmeicheln, schändlich,
Seine Gunst zu erbetteln, und zu weinen,
Wenns den Rücken dir kehrt.
Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Träget, gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger: „Ich bin, spricht er schweigend,
Größer als du bist.“

Herder.

IV.

Kindliche Dankbarkeit.

In einer kleinen Stadt an der Elbe lebte eine vortreffliche Familie, die ihre Freude darin fand, redlich thätig zu seyn und andern zu nützen. Der Familienvater hieß Goldau, seine Gattinn Elise. Sie hatten eine einzige Tochter, die bey ihrer Taufe den Nahmen Caroline erhalten hatte, und ein schönes, muntres Mädchen war. In diesem Kinde lebten und webten die Aeltern ganz, und die Freude, die es ihnen in seinen ersten Lebensjahren gewährte, ging ihrem Herzen über alles.

Nur zu oft geschiehet es, daß einzige Kinder von ihren Vätern und Müttern mit zu viel Nachsicht und Zärtlichkeit behandelt, und eben

dadurch verdorben werden. Dieß war auch hier der Fall. Herr Goldau und seine Gattinn glaubten für ihre kleine Caroline nicht genug thun zu können. Sie machten ihr ein Vergnügen nach dem andern; sie überhäuften sie mit Spielereyen und andern Geschenken; sie übersahen ihre Fehler, und geriethen in die lebhafteste Freude, wenn sie etwas that, was zu loben war, kurz, sie überschütteten die Tochter mit Beweisen von Zärtlichkeit und Liebe.

Caroline merkte bald, daß sie ihren Aeltern alles war, und daß diese ihr höchstes Glück in dem Besitze ihres Kindes fanden. Man hätte nun glauben sollen, sie würde an ihnen mit gleicher Liebe und Zärtlichkeit hängen, und für ihre zahlreichen Wohlthaten herzlich dankbar seyn. Das war aber keinesweges der Fall. Die Güte der Aeltern wurde für sie bald etwas Alltägliches; sie glaubte, dieß müsse nun einmahl so seyn, und blieb bey dem, was Vater und Mutter für sie thaten, am Ende ganz gleichgültig. Ja sie ging noch weiter. Wenn diese oder jener ihrer Wünsche nicht gleich befriedigt

ward, oder wenn das eine oder das andere Geschenk, das man ihr machte, nicht ganz ihren Beyfall hatte, wurde sie recht oft mißmuthig und mürrisch, und gab ihre Unzufriedenheit bisweilen auf eine sehr unfreundliche und anstößige Weise zu erkennen.

Der Vater war seiner Tochter ganz besonders zugethan, und scheute keine Kosten, um ihr nur das Leben recht angenehm zu machen. Er sorgte dafür, daß sie immer ordentlich und nett gekleidet werden konnte; merkte er, daß ihr ein Buch oder ein Spielzeug wohlgefiel, so kaufte er ihr dasselbe; da sie gern spazieren ging, so ging er täglich mit ihr aus; sie war eine Freundinn von Erzählungen, und er unterhielt sie daher recht oft durch anziehende Geschichten; im Lesen, Schreiben, Rechnen und in andern Dingen unterrichtete er sie selbst, und that recht viel, um ihre Kenntnisse zu erweitern, ihren Verstand auszubilden, ihr Herz auf das Gute hinzulenken, und sie zu einem verständigen und tugendhaften Mädchen zu erziehen.

Aber Caroline erkannte dieß alles nicht. Es schien ihr, als wenn der Vater ihr dadurch eben nichts Sonderliches erwiese. Fast nie fiel es ihr ein, ihm dafür zu danken; was er für sie that, hielt sie für Pflicht und Schuldigkeit; selbst die Bezeigung gemeiner Höflichkeiten vernachläßigte sie bey ihm; gewöhnlich mußte sie erst von der Mutter daran erinnert werden, ihm, wenn sie aufstand, einen guten Morgen zu wünschen, oder, wenn er von einem Ausgange zurückkam, ihn zu bewillkommen, oder wenn sie selbst von einem Ausfluge wiederkehrte, ihn zu begrüßen.

Gegen die gute Mutter benahm sich Caroline nicht besser. Und doch hatte sie derselben unendlich viel zu danken! Alles wurde von ihrer Seite gethan, die Tochter froh und glücklich zu machen. Mit der größten Sorgfalt pflegte sie Carolinen als kleines Kind, und auch dann noch, als sie schon größer war; sie entfernte alles von ihr, was ihr schaden konnte, wachte treulich über ihre Gesundheit und ihr Leben, und als sie einmahl von einer gefährli-

lichen Krankheit befallen wurde, wich die gute Mutter nicht von ihrem Bette, und versagte sich fast allen Schlaf und alle Ruhe, um nur ihr krankes Kind gehörig pflegen zu können. Dieser mütterlichen Sorgfalt war es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Tochter wieder gesund wurde. Und so wie Frau Goldau für das körperliche Wohl Carolinens besorgt war, eben so besorgt und thätig war sie auch für das Wohl ihres Geistes und Herzens. Sie unterrichtete sie in vielen nützlichen Dingen, machte sie auf alles, was schön, recht und gut war, aufmerksam, warnte sie liebreich vor Fehlern, und ermunterte sie fleißig, immer so zu handeln, wie es guten Menschen anständig und Gott gefällig ist.

Aber Carolinen fiel es nicht ein, sich gegen ihre liebevolle Mutter dankbar zu beweisen. Sie blieb vielmehr bey den vielfältigen Wohlthaten, die sie von ihr empfing, unempfindlich und kalt, und sann nie darauf, ihr dafür eine Freude zu machen.

Und dieß war noch nicht alles. Caroline machte außerdem ihren redlichen Aeltern bisweilen recht vielen Verdruß. Ihr Benehmen gegen sie war nicht selten unbescheiden und beleidigend. Bey manchen gutgemeinten Erinnerungen, die Vater und Mutter derselben über ihr fehlerhaftes Betragen machten, wurde sie ungehalten, widersprach auf eine ärgerliche Weise, und legte einen so großen Trotz und Ungehorsam an den Tag, daß die guten Aeltern sich darüber recht sehr betrübten, und sich bey verschiedenen Gelegenheiten gezwungen sahen, sie scharf zu bestrafen, was aber von ihr bald genug wieder vergessen wurde.

Man denke sich in die Lage des braven Vaters und der treuen Mutter. Sie liebten ihr Kind so sehr, thaten für dasselbe so außerordentlich viel, und sahen sich dafür mit solchem Undank belohnt und durch ein so tadelhaftes Betragen gekränkt!

Herr Goldau, dem Carolinens Anblick einst immer das größte Vergnügen gewährt hatte, konnte sie am Ende nie ohne Gram

und Kummer ansehen. Die Tochter merkte bald genug, daß sich die Gesinnung des Vaters gegen sie sehr geändert habe. Aber statt hiedurch auf sich selbst aufmerksam zu werden, und sich zu bestreben, durch ein herzliches, dankbares Benehmen seine Liebe wieder zu gewinnen, wurde sie nur noch frostiger und zurückstoßender in ihrem ganzen Betragen gegen ihn.

Liebe Frau! sprach er einmahl zu seiner Gattinn im Gefühle tiefer Wehmuth, ich kann es dir nicht sagen, wie sehr mich Carolinens Benehmen im Innersten der Seele schmerzt. Von ihr habe ich mir die schönsten Lebensfreuden versprochen, und daher ist von meiner Seite bisher alles geschehen, um mir ihr ganzes Herz und ihre ganze Liebe zu gewinnen. Aber wie sehr sehe ich mich in meiner süßesten Hoffnung getäuscht! Niemand hat von mir so viel Gutes empfangen als sie, und doch bin ich noch von niemanden so tief gekränkt worden als von ihr. Je mehr Wohlthaten sie empfängt, desto undankbarer zeigt sie sich. Ach, wo ich den meisten Trost, die meiste Aufheiterung und Freu-

de zu finden hoffte, finde ich die meiste Veranlassung zur Unzufriedenheit und Betrübniß! Das Kind ist mein gröstes Unglück, statt mein gröstes Glück auf Erden zu seyn.'

Herr Goldau war tief im Innersten bewegt, als er diese Worte sprach, und in sein Auge drängte sich unwillkührlich eine Thräne des tiefsten Vaterschmerzes. Auch seine treffliche Gattinn war gerührt, und sprach: Wohl hast du recht, mein guter Mann, dich über Carolinen zu beklagen. Ihr Betragen kränkt auch mich; denn auch gegen mich benimmt sie sich unkindlich und beleidigend. O wie viele bittre Thränen habe ich schon über sie vergossen! Gott möge sie ihr nicht anrechnen und ihr gnädig seyn! Sie hat von uns immer so viel Liebe genossen! vielleicht zu viel! Immer kommt es mir vor, als wären wir gegen sie viel zu nachsichtig und zuvorkommend, viel zu zärtlich und zu freygebig gewesen! Kinder wissen dieß nicht immer zu schätzen, und sehen so vieles bey ihren Aeltern als Schuldigkeit an, was sie als

unverdiente Wohlthat mit liebevoller Dankbarkeit empfangen und erwiedern sollten.

Du magst nicht Unrecht haben! versetzte Herr Goldau. Auch war ich schon oft sehr nahe daran, Carolinen mit allem Ernst, ja selbst mit unerbittlicher Strenge zu behandeln. Aber die väterliche Liebe trug den Sieg davon, und unverändert blieb mein Benehmen gegen sie. Dafür hab' ich jedoch keinen Dank erhalten, und ich sehe nun wohl ein, daß bey einem so unempfindlichen Kinde eine ganz andere, härtere Behandlung eintreten muß. Vorher will ich jedoch noch den Weg der Güte versuchen; schlägt auch dieser Versuch fehl, dann mag die Strenge walten.

Den Tag darauf erhielt Herr Goldau Veranlassung, Carolinen Vorstellungen über ihr fehlerhaftes Betragen zu machen. Die Mutter wollte sie in den Garten schicken, um aus demselben etwas zu hohlen. Der Tochter kam dieser Auftrag nicht gelegen, und sie weigerte sich, hinzugehen. Als die Mutter aber darauf bestand, begab sie sich wohl in den Gar-

ten, aber mit sichtbarem Mißmuthe. Sie ließ dabey mehrere Worte der Unzufriedenheit fallen, und als sie zurückkehrte, warf sie die geholten Sachen unwillig hin, so, daß diese darüber nicht wenig betroffen werden mußte.

Der Vater war in der Nähe und Augenzeuge dieses Vorganges. Carolinens Benehmen ergriff sein Innerstes. Aber er suchte sich zu fassen, und rief die Tochter zu sich. „Mein Kind, sprach er zu ihr in ernstem und festem Tone, es scheint, daß du entweder dein Gesicht oder deine Besinnung verloren hast. Du hast nehmlich entweder nicht gesehen, mit wem du so eben zu thun hattest, oder du hast nicht vermocht, zu überlegen, vor wem du gestanden bist. Denn hättest du wahrgenommen oder überlegt, daß es deine Mutter ist, die mit dir sprach, und der du etwas aus dem Garten brachtest, du würdest doch unmöglich so unkindlich, unfolgsam und bösartig gegen sie haben handeln können. Hast du wohl schon jemahls darüber ernstlich nachgedacht, was du deiner Mutter schuldig bist? Ohne sie wärst du wahr-

scheinlich nicht mehr am Leben. Denn hätte sie ihre Hand von dir abgezogen, als du klein warst, hätte sie dich nicht in den ersten Jahren deines Daseyns so sorgfältig gewartet und gepflegt, und dabey willig fast alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens aufgeopfert, hätte sie dich nicht fortwährend bewacht und vor Gefahren und Unglück vorsichtig geschützt, hätte sie dir nicht endlich in deiner mißlichen Krankheit die liebevollste Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen — o mein Kind, du lägest längst im Grabe, und nichts wäre von dir übrig, als Asche und Staub! Daß du dich noch des Lebens erfreuen kannst — das hast du, nächst Gott, fast einzig und allein deiner guten, treuen Mutter zu verdanken. Aber sie hat noch mehr für dich gethan. Sie hat auch dafür mit Liebe gesorgt, daß du etwas lerntest, daß dein Verstand gebildet wurde, daß du das Gute von dem Bösen, das Rechte von dem Unrechten unterscheiden, und das Wesen aller Wesen — Gott — näher kennen gelernt hast. Und das will viel, sehr viel sagen, meine Tochter! Denn ohne dieß alles wä-

rest du nicht viel mehr als ein bloß thierisches, rohes Geschöpf. Und mit welcher Liebe hat dich deine gute Mutter fortwährend umfaßt! wie sehr war sie immerfort bemüht, dein Leben angenehm zu machen, und deine Freuden zu vermehren! wie hat sie immer gezittert, wenn sie glaubte, daß deiner Gesundheit oder deinem Leben irgend eine Gefahr drohe! und welche Freude hat sie stets empfunden, wenn es dir wohl ging, und sie dich gesund, munter und froh sah! Sie lebte ganz in dir; dein Glück war auch das ihrige; mit stiller Wonne sah sie nach dir hin, und hatte nie einen sehnlicheren Wunsch, als dich zufrieden, heiter und glücklich zu sehen. Und gegen eine solche Mutter kannst du so lieblos und so undankbar handeln? Ihre Wohlthaten kannst du durch ein so anstößiges, kränkendes Betragen erwiedern? O meine Tochter, nie, nie wirst du im Stande seyn, zu vergelten, was deine Mutter an dir gethan hat, und wenn du ihr auch noch so viele Liebe beweisest, und dich noch so erkenntlich gegen sie bezeigst! Wenn du aber vollends fühllos und

undankbar gegen das unendlich viele Gute bist, das du von ihr bisher empfangen hast — dann — o ich muß es dir geradezu sagen — dann bist du nicht einmahl so gut als ein junger Tiger, der wenigstens gegen seine Mutter Anhänglichkeit beweist; du bist ein Auswurf der Menschheit, und Gott und allen Guten ein Gräuel!"

Die Mutter trat näher hinzu. Ihre Thränen flossen. O Tochter, rief sie aus, du betrügst uns um unsre schönsten Hoffnungen und um unsre süßesten Lebensfreuden! Von dem, was ich für dich gethan habe, will ich gerne schweigen. Aber tief schmerzt es mich, daß du auch gegen die zahllosen Wohlthaten gleichgültig bist, welche dir dein guter Vater erzeigt. Was hat er nicht schon alles bis jetzt für dich gethan! Aber du scheinst es nicht zu erkennen, denn tadelhaft ist dein Betragen gegen ihn. Was wärest du wohl, wenn er nicht für dich sorgte? Millionen Kinder können kaum mit Lumpen ihre Blöße decken, und mit hartem, schlechtem Brote ihren Hunger stillen, und doch zeigen

sie sich gegen ihre Aeltern folgsam, dankbar und liebevoll. Du hingegen hast alles, was zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gehört; es fehlt dir nicht an guter, hinlänglicher Nahrung, nicht an guter Bekleidung, nicht an bequemer Wohnung; du genießest Vergnügungen, die Millionen entbehren müssen, und was für deine Ausbildung geschieht, kann mit keinem Gold und Silber bezahlt werden. Und dieß alles hast du besonders deinem Vater zu danken. Sieh', wie er tagtäglich seine Kräfte anstrengt, um etwas zu erwerben. Und für wen arbeitet er? Größtentheils für dich. Dir schenkt er seine größte Liebe, dir macht er die meisten Freuden, um dein Glück ist er am meisten besorgt, von dir wünscht er, daß du sein Trost, sein Stolz, seine Freude seyst. Glaubst du, dieß alles von ihm als Schuldigkeit verlangen zu können? Da irrst du dich sehr. Er könnte seine Hand von dir abziehen, dich in schlechte Linnen kleiden, deinen Hunger mit schlechter Nahrung kärglich stillen, dir jedes Vergnügen entziehen, und dich, nach Umständen, selbst der Noth und

dem Elende Preis geben. Aber er thut, aus Liebe zu dir, das Gegentheil. Du mußt dieß jedoch nicht als Schuldigkeit, sondern als freywillige Wohlthaten betrachten. Aber um so mehr bist du verpflichtet, ihm die zärtlichste Anhänglichkeit und Liebe, den willigsten Gehorsam und die herzlichste Dankbarkeit zu beweisen. Nur dann wird Gott mit Wohlgefallen auf dich herabblicken, und wenn deine Aeltern einst von ihm abgerufen werden und schon im Grabe ruhen, wird dir dein Gewissen nicht den bittern Vorwurf machen, daß du ihre Wohlthaten mit Undank belohnt, und ihre Liebe mit Kummer und Gram vergolten hast! O meine Tochter, nicht immer werden wir bey dir seyn, und für dich sorgen; wer weiß, ob wir nicht schon bald von dannen scheiden müssen; du wirst es erst dann recht fühlen, was du an deinen Aeltern hattest, so lange sie lebten! ——

Die Mutter wollte noch weiter reden; aber Caroline fiel ihr schluchzend um den Hals, und sprach: „Nicht weiter, liebe Mutter, nicht weiter! Deine Worte und die Worte des guten

Vaters sind tief in meine Seele gedrungen! Nichts vom Tode, nur vom Tode nichts! Was wäre ich dann! Nein, lange, recht lange noch mußt du und der Vater leben!" —

Caroline! erwiederte der gerührte Vater, nichts wirkt auf die Verlängerung des Lebens so sehr, als eine zufriedne, heitre Stimmung der Seele; nichts verkürzt es so leicht, als innrer Unmuth und Gram. Gewähre deinen Aeltern durch ein liebevolles, dankbares Betragen recht viele Freude, und du wirst dadurch nicht wenig zur Verlängerung ihrer Tage beytragen!

Das will ich, bester Vater, das will ich! rief Caroline aus, und schmiegte sich liebevoll auch an seine Brust und an sein Herz.

Es war ein rührender Auftritt. So bewegt hatte man Carolinen noch nie gesehen. Freudenthränen entstürzten den Augen der Aeltern, und ihr Herz überließ sich der schönsten, süßesten Hoffnung.

Nicht unerfüllt blieb die herzerfreuende Hoffnung der guten Aeltern. Caroline hielt

das gegebene Wort. Ihr Betragen besserte sich mit jedem Tage; sie wurde freundlicher, anschmiegender, folgsamer und erkenntlicher für die Wohlthaten, die sie empfing.

Einige Wochen darauf erhielt sie eine Einladung auf das Land. Eine bekannte Familie besaß dort ein kleines Gut, und die Töchter derselben waren ihre Freundinnen. Die Mutter der letzteren sollte bald ihren Geburtstag feyern, und man wünschte, daß Caroline an diesem Familienfeste theilnehme. Sie wurde daher von ihren Aeltern hingeschickt, und freute sich nicht wenig, ihre Freundinnen wiederzusehen.

Das Landgut hatte eine schöne Lage. Alle Umgebungen waren reitzend; gegen Süden nahm ein Gebirge mit großen Waldungen den Anfang, und nach dem Norden zu floß ein ziemlicher Strom majestätisch dahin.

Der Geburtstag der Mutter war da. Ihre Kinder waren schon angekleidet, als diese erwachte. In einem Nebenzimmer erhob sich nun eine sanfte Musik, mit der ihr Gatte sie

überraschte. Sie zog sich schnell an. Als sie fertig war, traten ihre Kinder mit dem Vater zu ihr. Jedes trug ein Körbchen oder einen Teller, mit mancherley kleinen Geschenken für die geliebte Mutter gefüllt. Emma, die älteste von den Töchtern, hielt folgende von ihr selbst verfaßte Anrede an sie:

Wir nahen uns mit Freuden
Dir, o geliebte Mutter!
An diesem frohen Tage.
Gerührt blickt unsre Seele
Zu dem hinauf gen Himmel,
Der dir das Leben schenkte,
Und dich bisher so treulich
Auf deinem Pfad geleitet.
In dir gab er uns alles,
Was wir nur wünschen können.
Mit liebevollem Herzen
Hast du uns stets gepfleget,
Hast unsre schwachen Tritte
Mit weiser Hand geleitet.
Den zarten Geist gebildet,

Und unser Herz veredelt,
Hast uns zu dem geleitet,
Dem Erd' und Meer gehorchen,
Und tausend, tausend Freuden
Sorgfältig uns bereitet.
Zu schwach sind unsre Worte,
Das Gute zu bezeichnen,
Das wir von dir empfangen;
Doch innig fühlts die Seele,
Was wir in dir besitzen,
Und wenn wir dieses denken,
So fließen Freudenthränen,
Und unser Herz preist dankend
Das Wesen aller Wesen,
Das dich, geliebte Mutter,
Uns, deinen Kindern, schenkte.
O nimm für deine Treue,
Für deine Pfleg' und Liebe
Des heißen Dankes Zähre!
Und diese kleinen Gaben,
Nimm unser Herz zum Opfer
Für deine Huld und Güte,
Und schenk' uns deine Liebe

Auch fernerhin, o Mutter!
Denn glücklich ſind die Kinder
Nur dann, wenn du ſie liebeſt,
Und ohne deine Liebe
Wär' alles um uns düſter,
Und keine Freude blühte
Für uns auf Gottes Erde.
Es müſſen deine Tage
Stets ſanft vorüber fließen,
Und ſtille, reine Freude
Dich bis ans Grab begleiten.
Noch ferne ſey dein Ende,
Noch fern die Trauerſtunde,
Wo du einſt von uns ſcheideſt,
Und unſers Schmerzes Thränen
An deinem Sarge fließen! —
O Mutter! — —

Emma wollte noch einige Worte ſagen. Aber die Rede erſtarb ihr auf der Zunge. Ihr Herz war tief gerühret, und ihre Thränen floſſen. Auch die andern Kinder, und ſelbſt der Vater und Caroline weinten. Die Mutter war

gleichfalls sehr bewegt. Alle sanken an ihr gutes, liebevolles Herz, und küßten sie. Sie sammelte sich nach und nach, und sprach gerührt: „Geliebten Kinder, nehmt meinen Dank für eure Theilnahme an meinem Leben! Mit Freuden sag' ich es heute, daß ich mit euch ganz zufrieden bin, und daß ihr auf Erden mein größter Stolz und meine höchste Wonne seyd. O bleibt so gut, wie ihr es bisher gewesen, dann wird niemand glücklicher seyn als eure Mutter, und wenn mein Körper einst im Grabe ruht, und mein Geist vor Gottes Thron' erscheint, werd' ich noch meinem großen Schöpfer danken, daß er mir auf Erden so liebevolle, treugesinnte, dankbare Kinder gab!"

Man sah es den Kindern deutlich an, welche Freude ihnen diese Worte der trefflichen Mutter machten. Eine himmlische Heiterkeit lag auf ihrem Gesichte, das ganz verklärt aussah.

Der Vater war froh gerührt, und in Carolinens Innerstem wurden Gefühle rege, die ihr bisher fast ganz fremd geblieben waren. Sie empfand es tief, welch' eine schöne, herrli-

che Sache es um die kindliche Liebe und Dankbarkeit von der einen, und um die Zufriedenheit der Aeltern mit ihren Kindern von der andern Seite sey. Ihr Gewissen machte ihr stille Vorwürfe, und sie mußte es sich, zu ihrer Beschämung, gestehen, daß sie in den kindlichen Tugenden ihren Freundinnen weit nachstehe, und daher des menschlichen und göttlichen Beyfalls nicht so würdig sey, als diese. Indeß war es ihr doch sehr angenehm, zu sich selbst sagen zu können, daß sie bereits auf dem Wege der Besserung wandle. Sie faßte auch bey dieser Gelegenheit gute Vorsätze, und nahm sich vor, ihren Freundinnen nachzueifern, ihre Aeltern stets mit zärtlicher Liebe zu umfassen, und durch ein gefälliges, dankbares Benehmen gegen sie ihr Herz zu erfreuen, und ihr Leben zu verlängern.

Es fand ein fröhliches Gastmahl statt; alle, die daran theilnahmen, waren heiter und vergnügt. Nach Tische wurde ein Spaziergang nach dem Walde vorgeschlagen, und sogleich mit fröhlichem Sinne angetreten. Groß' und Klein'

liebten den Gesang. Kaum war man in dem dunkeln, prächtigen Walde angekommen, so stimmte man folgendes Waldlied an. *)

Prächtig steigt des Berges Rücken
Aus der Ebne himmelauf;
Wohl kann mich das Thal entzücken
Mit des Baches sanftem Lauf;
Herrlich glänzen weite Fluren
In des Stromes reicher Pracht;
Herrlicher der Allmacht Spuren
Doch, o Wald! in deiner Nacht.

Aller Wesen Reitze schwinden;
Ewig neu und schön bist du!
Götterfreuden zu empfinden,
Eil' ich deiner Dämmrung zu.

*) Siehe die „Sammlung auserwählter Lieder über die wichtigsten Gegenstände der Natur, der Religions- und Sittenlehre und des menschlichen Lebens. Für Jung' und Alt'. (Wien, b. Anton Doll).

sie sich gegen ihre Aeltern folgsam, dankbar und liebevoll. Du hingegen hast alles, was zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gehört; es fehlt dir nicht an guter, hinlänglicher Nahrung, nicht an guter Bekleidung, nicht an bequemer Wohnung; du genießest Vergnügungen, die Millionen entbehren müssen, und was für deine Ausbildung geschieht, kann mit keinem Gold und Silber bezahlt werden. Und dieß alles hast du besonders deinem Vater zu danken. Sieh', wie er tagtäglich seine Kräfte anstrengt, um etwas zu erwerben. Und für wen arbeitet er? Größtentheils für dich. Dir schenkt er seine größte Liebe, dir macht er die meisten Freuden, um dein Glück ist er am meisten besorgt, von dir wünscht er, daß du sein Trost, sein Stolz, seine Freude seyst. Glaubst du, dieß alles von ihm als Schuldigkeit verlangen zu können? Da irrst du dich sehr. Er könnte seine Hand von dir abziehen, dich in schlechte Linnen kleiden, deinen Hunger mit schlechter Nahrung kärglich stillen, dir jedes Vergnügen entziehen, und dich, nach Umständen, selbst der Noth und

dem Elende Preis geben. Aber er thut, aus Liebe zu dir, das Gegentheil. Du mußt dieß jedoch nicht als Schuldigkeit, sondern als freywillige Wohlthaten betrachten. Aber um so mehr bist du verpflichtet, ihm die zärtlichste Anhänglichkeit und Liebe, den willigsten Gehorsam und die herzlichste Dankbarkeit zu beweisen. Nur dann wird Gott mit Wohlgefallen auf dich herabblicken, und wenn deine Aeltern einst von ihm abgerufen werden und schon im Grabe ruhen, wird dir dein Gewissen nicht den bittern Vorwurf machen, daß du ihre Wohlthaten mit Undank belohnt, und ihre Liebe mit Kummer und Gram vergolten hast! O meine Tochter, nicht immer werden wir bey dir seyn, und für dich sorgen; wer weiß, ob wir nicht schon bald von dannen scheiden müssen; du wirst es erst dann recht fühlen, was du an deinen Aeltern hattest, so lange sie lebten! — —

Die Mutter wollte noch weiter reden; aber Caroline fiel ihr schluchzend um den Hals, und sprach: „Nicht weiter, liebe Mutter, nicht weiter! Deine Worte und die Worte des guten

Vaters sind tief in meine Seele gedrungen! Nichts vom Tode, nur vom Tode nichts! Was wäre ich dann! Nein, lange, recht lange noch mußt du und der Vater leben!" —

Caroline! erwiederte der gerührte Vater, nichts wirkt auf die Verlängerung des Lebens so sehr, als eine zufriedne, heitre Stimmung der Seele; nichts verkürzt es so leicht, als innrer Unmuth und Gram. Gewähre deinen Aeltern durch ein liebevolles, dankbares Betragen recht viele Freude, und du wirst dadurch nicht wenig zur Verlängerung ihrer Tage beytragen!

Das will ich, bester Vater, das will ich! rief Caroline aus, und schmiegte sich liebevoll auch an seine Brust und an sein Herz.

Es war ein rührender Auftritt. So bewegt hatte man Carolinen noch nie gesehen. Freudenthränen entstürzten den Augen der Aeltern, und ihr Herz überließ sich der schönsten, süßesten Hoffnung.

Nicht unerfüllt blieb die herzerfreuende Hoffnung der guten Aeltern. Caroline hielt

das gegebene Wort. Ihr Betragen besserte sich mit jedem Tage; sie wurde freundlicher, anschmiegender, folgsamer und erkenntlicher für die Wohlthaten, die sie empfing.

Einige Wochen darauf erhielt sie eine Einladung auf das Land. Eine bekannte Familie besaß dort ein kleines Gut, und die Töchter derselben waren ihre Freundinnen. Die Mutter der letzteren sollte bald ihren Geburtstag feyern, und man wünschte, daß Caroline an diesem Familienfeste theilnehme. Sie wurde daher von ihren Aeltern hingeschickt, und freute sich nicht wenig, ihre Freundinnen wiederzusehen.

Das Landgut hatte eine schöne Lage. Alle Umgebungen waren reitzend; gegen Süden nahm ein Gebirge mit großen Waldungen den Anfang, und nach dem Norden zu floß ein ziemlicher Strom majestätisch dahin.

Der Geburtstag der Mutter war da. Ihre Kinder waren schon angekleidet, als diese erwachte. In einem Nebenzimmer erhob sich nun eine sanfte Musik, mit der ihr Gatte sie

de zu finden hoffte, finde ich die meiste Veranlassung zur Unzufriedenheit und Betrübniß! Das Kind ist mein größtes Unglück, statt mein größtes Glück auf Erden zu seyn.

Herr Goldau war tief im Innersten bewegt, als er diese Worte sprach, und in sein Auge drängte sich unwillkührlich eine Thräne des tiefsten Vaterschmerzes. Auch seine treffliche Gattinn war gerührt, und sprach: Wohl hast du recht, mein guter Mann, dich über Carolinen zu beklagen. Ihr Betragen kränkt auch mich; denn auch gegen mich benimmt sie sich unkindlich und beleidigend. O wie viele bittre Thränen habe ich schon über sie vergossen! Gott möge sie ihr nicht anrechnen und ihr gnädig seyn! Sie hat von uns immer so viel Liebe genossen! vielleicht zu viel! Immer kommt es mir vor, als wären wir gegen sie viel zu nachsichtig und zuvorkommend, viel zu zärtlich und zu freygebig gewesen! Kinder wissen dieß nicht immer zu schätzen, und sehen so vieles bey ihren Aeltern als Schuldigkeit an, was sie als

unverdiente Wohlthat mit liebevoller Dankbarkeit empfangen und erwiedern sollten.

Du magst nicht Unrecht haben! versetzte Herr Goldau. Auch war ich schon oft sehr nahe daran, Carolinen mit allem Ernst, ja selbst mit unerbittlicher Strenge zu behandeln. Aber die väterliche Liebe trug den Sieg davon, und unverändert blieb mein Benehmen gegen sie. Dafür hab' ich jedoch keinen Dank erhalten, und ich sehe nun wohl ein, daß bey einem so unempfindlichen Kinde eine ganz andere, härtere Behandlung eintreten muß. Vorher will ich jedoch noch den Weg der Güte versuchen; schlägt auch dieser Versuch fehl, dann mag die Strenge walten.

Den Tag darauf erhielt Herr Goldau Veranlassung, Carolinen Vorstellungen über ihr fehlerhaftes Betragen zu machen. Die Mutter wollte sie in den Garten schicken, um aus demselben etwas zu hohlen. Der Tochter kam dieser Auftrag nicht gelegen, und sie weigerte sich, hinzugehen. Als die Mutter aber darauf bestand, begab sie sich wohl in den Gar-

ten, aber mit sichtbarem Mißmuthe. Sie ließ dabey mehrere Worte der Unzufriedenheit fallen, und als sie zurückkehrte, warf sie die gehohlten Sachen unwillig hin, so, daß diese darüber nicht wenig betroffen werden mußte.

Der Vater war in der Nähe und Augenzeuge dieses Vorganges. Carolinens Benehmen ergriff sein Innerstes. Aber er suchte sich zu fassen, und rief die Tochter zu sich. „Mein Kind, sprach er zu ihr in ernstem und festem Tone, es scheint, daß du entweder dein Gesicht oder deine Besinnung verloren hast. Du hast nehmlich entweder nicht gesehen, mit wem du so eben zu thun hattest, oder du hast nicht vermocht, zu überlegen, vor wem du gestanden bist. Denn hättest du wahrgenommen oder überlegt, daß es deine Mutter ist, die mit dir sprach, und der du etwas aus dem Garten brachtest, du würdest doch unmöglich so unkindlich, unfolgsam und bösartig gegen sie haben handeln können. Hast du wohl schon jemahls darüber ernstlich nachgedacht, was du deiner Mutter schuldig bist? Ohne sie wärst du wahr-

scheinlich nicht mehr am Leben. Denn hätte sie ihre Hand von dir abgezogen, als du klein warst, hätte sie dich nicht in den ersten Jahren deines Daseyns so sorgfältig gewartet und gepflegt, und dabey willig fast alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens aufgeopfert, hätte sie dich nicht fortwährend bewacht und vor Gefahren und Unglück vorsichtig geschützt, hätte sie dir nicht endlich in deiner mißlichen Krankheit die liebevollste Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen — o mein Kind, du lägest längst im Grabe, und nichts wäre von dir übrig, als Asche und Staub! Daß du dich noch des Lebens erfreuen kannst — das hast du, nächst Gott, fast einzig und allein deiner guten, treuen Mutter zu verdanken. Aber sie hat noch mehr für dich gethan. Sie hat auch dafür mit Liebe gesorgt, daß du etwas lerntest, daß dein Verstand gebildet wurde, daß du das Gute von dem Bösen, das Rechte von dem Unrechten unterscheiden, und das Wesen aller Wesen — Gott — näher kennen gelernt hast. Und das will viel, sehr viel sagen, meine Tochter! Denn ohne dieß alles wä-

reſt du nicht viel mehr als ein bloß thieriſches, rohes Geſchöpf. Und mit welcher Liebe hat dich deine gute Mutter fortwährend umfaßt! wie ſehr war ſie immerfort bemüht, dein Leben angenehm zu machen, und deine Freuden zu vermehren! wie hat ſie immer gezittert, wenn ſie glaubte, daß deiner Geſundheit oder deinem Leben irgend eine Gefahr drohe! und welche Freude hat ſie ſtets empfunden, wenn es dir wohl ging, und ſie dich geſund, munter und froh ſah! Sie lebte ganz in dir; dein Glück war auch das ihrige; mit ſtiller Wonne ſah ſie nach dir hin, und hatte nie einen ſehnlicheren Wunſch, als dich zufrieden, heiter und glücklich zu ſehen. Und gegen eine ſolche Mutter kannſt du ſo liebloß und ſo undankbar handeln? Ihre Wohlthaten kannſt du durch ein ſo anſtößiges, kränkendes Benehmen erwiedern? O meine Tochter, nie, nie wirſt du im Stande ſeyn, zu vergelten, was deine Mutter an dir gethan hat, und wenn du ihr auch noch ſo viele Liebe beweiſeſt, und dich noch ſo erkenntlich gegen ſie bezeigſt! Wenn du aber vollends fühllos und

undankbar gegen das unendlich viele Gute bist, das du von ihr bisher empfangen hast — dann — o ich muß es dir geradezu sagen — dann bist du nicht einmahl so gut als ein junger Tiger, der wenigstens gegen seine Mutter Anhänglichkeit beweist; du bist ein Auswurf der Menschheit, und Gott und allen Guten ein Gräuel!"

Die Mutter trat näher hinzu. Ihre Thränen flossen. O Tochter, rief sie aus, du betrügst uns um unsre schönsten Hoffnungen und um unsre süßesten Lebensfreuden! Von dem, was ich für dich gethan habe, will ich gerne schweigen. Aber tief schmerzt es mich, daß du auch gegen die zahllosen Wohlthaten gleichgültig bist, welche dir dein guter Vater erzeigt. Was hat er nicht schon alles bis jetzt für dich gethan! Aber du scheinst es nicht zu erkennen, denn tadelhaft ist dein Betragen gegen ihn. Was wärest du wohl, wenn er nicht für dich sorgte? Millionen Kinder können kaum mit Lumpen ihre Blöße decken, und mit hartem, schlechtem Brote ihren Hunger stillen, und doch zeigen

sie sich gegen ihre Aeltern folgsam, dankbar und liebevoll. Du hingegen hast alles, was zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gehört; es fehlt dir nicht an guter, hinlänglicher Nahrung, nicht an guter Bekleidung, nicht an bequemer Wohnung; du genießest Vergnügungen, die Millionen entbehren müssen, und was für deine Ausbildung geschieht, kann mit keinem Gold und Silber bezahlt werden. Und dieß alles hast du besonders deinem Vater zu danken. Sieh', wie er tagtäglich seine Kräfte anstrengt, um etwas zu erwerben. Und für wen arbeitet er? Größtentheils für dich. Dir schenkt er seine größte Liebe, dir macht er die meisten Freuden, um dein Glück ist er am meisten besorgt, von dir wünscht er, daß du sein Trost, sein Stolz, seine Freude seyst. Glaubst du, dieß alles von ihm als Schuldigkeit verlangen zu können? Da irrst du dich sehr. Er könnte seine Hand von dir abziehen, dich in schlechte Linnen kleiden, deinen Hunger mit schlechter Nahrung kärglich stillen, dir jedes Vergnügen entziehen, und dich, nach Umständen, selbst der Noth und

dem Elende Preis geben. Aber er thut, aus Liebe zu dir, das Gegentheil. Du mußt dieß jedoch nicht als Schuldigkeit, sondern als freywillige Wohlthaten betrachten. Aber um so mehr bist du verpflichtet, ihm die zärtlichste Anhänglichkeit und Liebe, den willigsten Gehorsam und die herzlichste Dankbarkeit zu beweisen. Nur dann wird Gott mit Wohlgefallen auf dich herabblicken, und wenn deine Aeltern einst von ihm abgerufen werden und schon im Grabe ruhen, wird dir dein Gewissen nicht den bittern Vorwurf machen, daß du ihre Wohlthaten mit Undank belohnt, und ihre Liebe mit Kummer und Gram vergolten hast! O meine Tochter, nicht immer werden wir bey dir seyn, und für dich sorgen; wer weiß, ob wir nicht schon bald von dannen scheiden müssen; du wirst es erst dann recht fühlen, was du an deinen Aeltern hattest, so lange sie lebten! — —

Die Mutter wollte noch weiter reden; aber Caroline fiel ihr schluchzend um den Hals, und sprach: „Nicht weiter, liebe Mutter, nicht weiter! Deine Worte und die Worte des guten

Vaters sind tief in meine Seele gedrungen! Nichts vom Tode, nur vom Tode nichts! Was wäre ich dann! Nein, lange, recht lange noch mußt du und der Vater leben!" —

Caroline! erwiederte der gerührte Vater, nichts wirkt auf die Verlängerung des Lebens so sehr, als eine zufriedne, heitre Stimmung der Seele; nichts verkürzt es so leicht, als innrer Unmuth und Gram. Gewähre deinen Aeltern durch ein liebevolles, dankbares Betragen recht viele Freude, und du wirst dadurch nicht wenig zur Verlängerung ihrer Tage beytragen!

Das will ich, bester Vater, das will ich! rief Caroline aus, und schmiegte sich liebevoll auch an seine Brust und an sein Herz.

Es war ein rührender Auftritt. So bewegt hatte man Carolinen noch nie gesehen. Freudenthränen entstürzten den Augen der Aeltern, und ihr Herz überließ sich der schönsten, süßesten Hoffnung.

Nicht unerfüllt blieb die herzerfreuende Hoffnung der guten Aeltern. Caroline hielt

das gegebene Wort. Ihr Betragen besserte sich mit jedem Tage; sie wurde freundlicher, anschmiegender, folgsamer und erkenntlicher für die Wohlthaten, die sie empfing.

Einige Wochen darauf erhielt sie eine Einladung auf das Land. Eine bekannte Familie besaß dort ein kleines Gut, und die Töchter derselben waren ihre Freundinnen. Die Mutter der letzteren sollte bald ihren Geburtstag feyern, und man wünschte, daß Caroline an diesem Familienfeste theilnehme. Sie wurde daher von ihren Aeltern hingeschickt, und freute sich nicht wenig, ihre Freundinnen wiederzusehen.

Das Landgut hatte eine schöne Lage. Alle Umgebungen waren reitzend; gegen Süden nahm ein Gebirge mit großen Waldungen den Anfang, und nach dem Norden zu floß ein ziemlicher Strom majestätisch dahin.

Der Geburtstag der Mutter war da. Ihre Kinder waren schon angekleidet, als diese erwachte. In einem Nebenzimmer erhob sich nun eine sanfte Musik, mit der ihr Gatte sie

überraschte. Sie zog sich schnell an. Als sie fertig war, traten ihre Kinder mit dem Vater zu ihr. Jedes trug ein Körbchen oder einen Teller, mit mancherley kleinen Geschenken für die geliebte Mutter gefüllt. Emma, die älteste von den Töchtern, hielt folgende von ihr selbst verfaßte Anrede an sie:

Wir nahen uns mit Freuden
Dir, o geliebte Mutter!
An diesem frohen Tage.
Gerührt blickt unsre Seele
Zu dem hinauf gen Himmel,
Der dir das Leben schenkte,
Und dich bisher so treulich
Auf deinem Pfad geleitet.
In dir gab er uns alles,
Was wir nur wünschen können.
Mit liebevollem Herzen
Hast du uns stets gepfleget,
Hast unsre schwachen Tritte
Mit weiser Hand geleitet.
Den zarten Geist gebildet,

Und unser Herz veredelt,
Hast uns zu dem geleitet,
Dem Erd' und Meer gehorchen,
Und tausend, tausend Freuden
Sorgfältig uns bereitet.
Zu schwach sind unsre Worte,
Das Gute zu bezeichnen,
Das wir von dir empfangen;
Doch innig fühlts die Seele,
Was wir in dir besitzen,
Und wenn wir dieses denken,
So fließen Freudenthränen,
Und unser Herz preist dankend
Das Wesen aller Wesen,
Das dich, geliebte Mutter,
Uns, deinen Kindern, schenkte.
O nimm für deine Treue,
Für deine Pfleg' und Liebe
Des heißen Dankes Zähre!
Und diese kleinen Gaben,
Nimm unser Herz zum Opfer
Für deine Huld und Güte,
Und schenk' uns deine Liebe

Auch fernerhin, o Mutter!
Denn glücklich sind die Kinder
Nur dann, wenn du sie liebest,
Und ohne deine Liebe
Wär' alles um uns düster,
Und keine Freude blühte
Für uns auf Gottes Erde.
Es müssen deine Tage
Stets sanft vorüber fließen,
Und stille, reine Freude
Dich bis ans Grab begleiten.
Noch ferne sey dein Ende,
Noch fern die Trauerstunde,
Wo du einst von uns scheidest,
Und unsers Schmerzes Thränen
An deinem Sarge fließen! —
O Mutter! — — .

Emma wollte noch einige Worte sagen. Aber die Rede erstarb ihr auf der Zunge. Ihr Herz war tief gerühret, und ihre Thränen flossen. Auch die andern Kinder, und selbst der Vater und Caroline weinten. Die Mutter war

gleichfalls sehr bewegt. Alle sanken an ihr gutes, liebevolles Herz, und küßten sie. Sie sammelte sich nach und nach, und sprach gerührt: „Geliebten Kinder, nehmt meinen Dank für eure Theilnahme an meinem Leben! Mit Freuden sag' ich es heute, daß ich mit euch ganz zufrieden bin, und daß ihr auf Erden mein größter Stolz und meine höchste Wonne seyd. O bleibt so gut, wie ihr es bisher gewesen, dann wird niemand glücklicher seyn als eure Mutter, und wenn mein Körper einst im Grabe ruht, und mein Geist vor Gottes Thron' erscheint, werd' ich noch meinem großen Schöpfer danken, daß er mir auf Erden so liebevolle, treugesinnte, dankbare Kinder gab!"

Man sah es den Kindern deutlich an, welche Freude ihnen diese Worte der trefflichen Mutter machten. Eine himmlische Heiterkeit lag auf ihrem Gesichte, das ganz verklärt aussah.

Der Vater war froh gerührt, und in Carolinens Innerstem wurden Gefühle rege, die ihr bisher fast ganz fremd geblieben waren. Sie empfand es tief, welch' eine schöne, herrli-

che Sache es um die kindliche Liebe und Dankbarkeit von der einen, und um die Zufriedenheit der Aeltern mit ihren Kindern von der andern Seite sey. Ihr Gewissen machte ihr stille Vorwürfe, und sie mußte es sich, zu ihrer Beschämung, gestehen, daß sie in den kindlichen Tugenden ihren Freundinnen weit nachstehe, und daher des menschlichen und göttlichen Beyfalls nicht so würdig sey, als diese. Indeß war es ihr doch sehr angenehm, zu sich selbst sagen zu können, daß sie bereits auf dem Wege der Besserung wandle. Sie faßte auch bey dieser Gelegenheit gute Vorsätze, und nahm sich vor, ihren Freundinnen nachzueifern, ihre Aeltern stets mit zärtlicher Liebe zu umfassen, und durch ein gefälliges, dankbares Benehmen gegen sie ihr Herz zu erfreuen, und ihr Leben zu verlängern.

Es fand ein fröhliches Gastmahl statt; alle, die daran theilnahmen, waren heiter und vergnügt. Nach Tische wurde ein Spaziergang nach dem Walde vorgeschlagen, und sogleich mit fröhlichem Sinne angetreten. Groß' und Klein'

liebten den Gesang. Kaum war man in dem dunkeln, prächtigen Walde angekommen, so stimmte man folgendes Waldlied an. *)

Prächtig steigt des Berges Rücken
Aus der Ebne himmelauf;
Wohl kann mich das Thal entzücken
Mit des Baches sanftem Lauf;
Herrlich glänzen weite Fluren
In des Stromes reicher Pracht;
Herrlicher der Allmacht Spuren
Doch, o Wald! in deiner Nacht.

Aller Wesen Reize schwinden;
Ewig neu und schön bist du!
Götterfreuden zu empfinden,
Eil' ich deiner Dämmrung zu.

*) Siehe die „Sammlung auserwählter Lieder über die wichtigsten Gegenstände der Natur, der Religions- und Sittenlehre und des menschlichen Lebens. Für Jung' und Alt'. (Wien, b. Anton Doll).

Königliche Gärten gleichen
Deinen Buchen, hoch und dicht,
Deinen tausendjähr'gen Eichen,
Deinen schlanken Tannen nicht!

Wenn der Frühling neu dich kleidet,
Wirst du himmlisch schön durch ihn,
Und mein trunknes Auge weidet
Sich an deinem sanften Grün.
Dein unzähliges Gefieder
Fühlt der Freude reine Gluth,
Singt dem Schöpfer frohe Lieder,
Wärmt und nährt die zarte Brut.

Kaum der Mutter Schooß entsprungen,
Hüpft das Hirschkalb schon im Klee,
Und die schön gefleckten Jungen
Säugt voll Zärtlichkeit das Reh.
Vor des Baues glatter Röhre
Scherzen Füchschen dort in Ruh,
Leise, daß kein Feind sie störe,
Trägt die Mutter Speise zu.

Stolze Sechzehn-Ender decket
Deiner Dickung grüne Nacht,
Bis des Treibers Lärm sie schrecket,
Und der Büchse Donner kracht.
Athemlos, voll Muth und Hitze,
Jagt der Bock die muntre Gais;
Kaum berührt von Jägers Blitze,
Wälzt er sterbend sich im Schweiß.

Auch der Herbst, der Wies' und Felder
Ihres letzten Schmucks beraubt,
Schmückt mit neuem Reitz die Wälder,
Eh' der Winter sie entlaubt.
Seht! wie prangen die Gebüsche
Nun, vom ersten Frost bedroht,
In entzückendem Gemische
Gelb und grün und purpurroth!

Dann, ihr Jäger, dann beginnet
Eure frohe Erntezeit!
Keines Wild's Geschlecht entrinnet
Eurer Unverdrossenheit.

Auch die trügerische Schneise,
Schlau versteckt im falben Hain,
Ladet dann zur Todesspeise
Scharen bunter Vögel ein.

Selbst gehüllt in Silberflocken,
Bist du, öder Forst, noch schön!
Oft soll mich der Himmel locken,
Dich in stiller Pracht zu sehn,
Wann der Reif dich mit Krystallen,
Wie mit Blüthen überstreut,
Und von deinen Sängern allen
Keiner sich des Winters freut!

Die Gesellschaft lagerte sich auf einem schönen Platze hin, um etwas auszuruhen. Um den Geist der Kinder angenehm zu beschäftigen, legte ihnen der Vater einige Fragen zur Beantwortung vor, z. B.: Welche Bäume nennt man Nadelholz, welche Laubholz? — Welche Bäume wachsen schneller, diejenigen, die weiches, oder die, welche hartes Holz haben? — Von welchen Bäumen erhalten wir

weiches, von welchen hartes Holz? — Welchen Nutzen gewähren uns die Bäume? — Welche Bäume leben länger, die, welche hartes, oder diejenigen, die weiches Holz haben? Welches sind die höchsten Gebirge und welches die größten Flüsse in Europa? u. s. w.

Die meisten Antworten fielen gut aus, und der Vater bemerkte, daß er sich darüber freue, weil er daraus ersehe, daß seine Kinder in den Lehrstunden aufmerksam gewesen wären, und das Gehörte und Gelernte behalten hätten.

Als man sich ausgeruht hatte, zerstreuten sich Groß' und Klein', um Erdbeeren zu suchen, die ringsherum in Menge wuchsen, und manchen Platz so dicht bedeckten, daß er wie mit einem scharlachrothen Mantel bedeckt aussah.

Caroline war seelenvergnügt, und entfernte sich mit fröhlichem Sinne von der übrigen Gesellschaft immer weiter und weiter. Sie dachte nicht daran, daß sie sich in dem unbekannten, dichten Walde leicht verirren könne. Als sie an ein Gebüsch kam, sprang ein munteres Reh hervor. Das machte ihr gewaltige

Freude. Sie lief ihm nach, aber es verschwand bald aus ihrem Auge. Ein Auerhahn, der aufflog, machte ihr neues Vergnügen. Auch diesen verfolgte sie. Bald ließ sich auch ein Guckguck hören. Das war für sie gleichfalls eine neue Erscheinung. Sie ging dem Rufe des Vogels nach, und hätte diesen auch gar zu gern gesehen. Aber sie ging und ging, und sah ihn nicht. Nun, glaubte sie, wäre es Zeit, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Aber sie hatte die Richtung verloren, und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie fing ängstlich zu rufen an, aber die Entfernung war zu groß, als daß man ihre ohnehin etwas schwache Stimme hätte vernehmen können. Statt sich der Gesellschaft zu nähern, entfernte sie sich von derselben nur noch mehr. Es wurde immer dunkler und dunkler, und die Nacht rückte mit schnellen Schritten an, ohne daß Caroline ihre Freundinnen finden konnte. Man hatte sie lange nicht vermißt, weil man glaubte, sie sey in der Nähe und sammle Beeren. Erst als der Vater es für nothwendig fand, den Rückmarsch

nach Hause anzutreten, und auf seinen Ruf sich alles bey ihm einstellte, bemerkte man, daß Caroline fehle. Man rief wohl hundert Mahl ihren Nahmen aus, erhielt aber keine Antwort. Man suchte sie rings herum, allein sie war nicht zu finden. Man sandte endlich einen männlichen Dienstbothen aus, um sie aufzusuchen, allein er kam nach einer Stunde wieder, ohne sie mitzubringen.

Die Verlegenheit und Angst, in die man hierüber gerieth, war groß. Es konnte nun nichts weiter geschehen, als daß man nach dem Gute zurückkehrte, und dort mehrere Männer aufnahm, um Carolinen durch sie im Walde aufsuchen zu lassen. Man schlief die ganze Nacht nicht, und hoffte von einer Stunde zur andern, daß die Verlorne wiederkehren würde. Allein man hoffte vergebens. Erst nach vier und zwanzig Stunden kamen die ausgesandten Männer zurück, ohne Carolinen gefunden zu haben.

Die Verlorne war unterdessen im Walde herumgeirrt. Schreckbilder mancherley Art be-

gleiteten sie. Sie besorgte, von reißenden Thieren, etwa von Wölfen oder Bären, angefallen und zerrissen zu werden. Bis nach Mitternacht irrte sie umher, wagte es aber nicht, ihre Stimme zu erheben, weil sie befürchtete, dadurch die Aufmerksamkeit wilder Thiere oder herumstreifender Räuber auf sich zu ziehen. Sie hätte ganz ruhig seyn können. Denn weder Wölfe und Bären, noch Räuber machten diese Waldungen unsicher. Aber das wußte Caroline nicht, und überließ sich daher einer ganz ungegründeten Furcht. Die Finsterniß der Nacht vermehrte ihre Angst, und ihr Herz pochte gewaltig vor Bangigkeit und Schrecken. Sie weinte bitterlich; aber das half ihr nichts. Bald nach Mitternacht fühlte sie sich so ermüdet, daß sie nicht weiter konnte. Sie legte sich unter einen Baum und schlief ein. Die Nacht war kühl und die Erde hart, auf der sie lag, aber dessen ungeachtet schlummerte sie ein Paar Stunden recht ruhig und sanft. Als die Morgendämmerung anbrach, erwachte sie, und sah sich einsam und verlassen. Sie fing wieder an zu

weinen, raffte sich vom Boden auf, und irrte weiter, immer in der Hoffnung, endlich das Landgut zu erreichen. Aber je weiter sie ging, um so weiter entfernte sie sich von dem Gute. Hunger und Durst traten bald ein. Ach, wie zufrieden wäre sie gewesen, wenn sie nur ein Stück schwarzes Brot und ein Glas Wasser hätte erhalten können! Im älterlichen Hause war es doch ganz anders! Das fühlte sie jetzt mehr als je. Nach einigen Stunden kam sie auf einen Platz, wo es viele Erdbeeren gab. Das war für sie ein herzerfreuender Fund. Sie setzte sich hin, und aß so lange, bis ihr Hunger und Durst etwas gestillt war. Nachmittags kam sie auch an einen Waldbach, aus dem sie vermittelst ihrer Hände trank. Dieser Trunk erquickte und stärkte sie sehr, und sie wanderte frisch drauf los.

Aber es kam der Abend, und der Wald wollte nicht zu Ende gehen, das Landgut sich nicht zeigen. Neue Angst bemächtigte sich Carolinens. Auch der Hunger stellte sich wieder ein; aber wie konnte er befriedigt werden!

Sie machte sich unter einer schönen, großen Buche ein Nachtlager zurechte, und legte sich zur Ruhe. Aber es fror sie; auch erhob sich ein Wind, der ein großes Sausen der Bäume verursachte, und ihr nicht wenig Angst machte. Sie konnte lange nicht einschlafen, und als sie in einen leisen Schlummer versank, wurde sie von ängstlichen Träumen beunruhigt, und fuhr erschreckt sehr häufig auf. Wie froh war sie, als der Tag von neuem graute, und die Morgenröthe zum Vorschein kam!

Sie setzte ihre Wanderung fort; aber auch dieser Tag, an welchem sie sich einzig und allein von Erdbeeren nährte, verging, ohne daß sie das gewünschte Ziel erreichte. Ihr Seelenzustand war höchst traurig. Sie glaubte, daß sie nun nie wieder aus diesem Walde und zu ihren Aeltern kommen, sondern daß sie wohl ekendiglich ihr Leben endigen würde. Dieser Gedanke erschütterte ihr ganzes Innerste. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam fort. „O Gott! o Gott! rief sie jammernd aus, was soll aus mir werden! Ich Unglückliche! nie werde ich mei-

nen guten Vater, nie meine theure Mutter wieder sehen! Ach, wie wohl ist es mir gegangen, als ich noch bey ihnen war! Jetzt sehe ich es erst recht ein. Sie haben für mich gesorgt, mich geschützt, mich geliebt, mir ein Vergnügen nach dem andern gemacht! Ach, wie konnte ich einst so fühllos und unbesonnen seyn, daß ich all' dieß Gute nicht erkannte, und meine lieben Aeltern durch Undank kränkte! Jetzt straft mich Gott dafür. Ach, diese Strafe habe ich wohl verdient!"

Sie weinte laut. Wären Vater und Mutter vor ihr erschienen, sie würde vor ihnen auf die Kniee gefallen seyn, und sie mit zerknirschter Seele um Verzeihung wegen ihres einstigen undankbaren Betragens gegen sie gebethen haben. Was ihrer höchst betrübten Lage noch den meisten Trost gewährte, war der Gedanke, daß sie vor einiger Zeit ihre ehemahligen Fehler aufrichtig bereut, und ihr Benehmen gegen die Aeltern wirklich geändert hatte. Als dieser Gedanke recht lebendig vor ihre Seele trat, fühlte sich ihr Herz wunderbar getröstet und gestärkt, und

sie rief, voll frommer Heiterkeit, aus: „Nein, Gott wird mich nicht verlassen! Er weiß ja, daß ich mich gebessert habe, und schon auf rechtem Wege gewesen bin. O flehet zu ihm für mich, ihr guten, lieben Aeltern, und hilft er mir wieder zu euch, o dann sollt ihr sehen, wie herzlich ich euch liebe, und wie sehr ich euch für alles danken werde, was ich von euch empfangen habe! Nie, nie sollt ihr dann wieder von mir gekränkt und betrübt werden!“

Am dritten Tage hatte Caroline eine große Freude. Sie erblickte in einiger Entfernung Rauch, und der Gedanke, daß sie nun zu menschlichen Wesen kommen sollte, erfüllte ihr Innerstes mit hoher Wonne. Aber ihre Freude wurde bald genug durch die Besorgniß verdrängt, daß sie vielleicht auf Räuber oder wilde Menschen stoßen, und von ihnen gemißhandelt, oder wohl gar getödtet werden könne. Diese Besorgniß verwandelte sich in den größten Schrecken, als sie bald darauf eine niedre, elende Hütte erblickte, aus der mehrere halbschwarze, mit zerrissenen Lumpen bedeckte, wild aus-

sehende Menschen hervorkrochen. Sie that unwillkührlich einen Schrey, und zog dadurch die Aufmerksamkeit dieser Leute auf sich, die sich ihr nun näherten, und ihr zu verstehen gaben, daß sie ihnen folgen sollte.

Caroline war voll Angst. Ihr Leben schien ihr in der größten Gefahr. Aber sie wurde bald ruhiger, als sie sah, daß diese halbschwarzen Menschen freundlich gegen sie thaten. Sie folgte ihnen in die Hütte. Aber welch' ein Elend fand sie da! Sechs Kinder lagen halbnackt um ein Feuer, und waren das treuste Ebenbild der Noth. Es fehlte an allen Bequemlichkeiten des Lebens, und die, zum Theil durchlöcherte Hütte war so voll Rauch, daß Caroline kaum einige Augenblicke darin aushalten konnte.

Als die Kinder sie erblickten, sprangen sie auf, und kamen zu ihr. Sie wurde von ihnen und den Erwachsenen sehr genau betrachtet. Am meisten gefielen ihnen an ihr die goldnen Ohrringe, die sie trug, und ein goldner Ring. Sie gaben ihr durch einige verstümmelte Deutsche

Worte zu verstehen, daß sie ihr Brot geben wollten, wenn sie ihnen den Ring gäbe.

Nach nichts verlangte Carolinen gerade so sehr, als nach einem Stückchen Brot. Sie hätte dafür mit Vergnügen alles hergegeben, was sie bey sich hatte. Mit fröhlichem Herzen reichte sie den goldnen Ring hin, und erhielt dafür ein Stück Brot. Es war zwar schon hart und ganz schwarz, aber nie hatte ihr eine Pastete so trefflich geschmeckt als dieses Brot. Es war für sie eine wahre Götterspeise.

Die Leute, unter denen sie sich so eben befand, waren Zigeuner. So sehr sie Anfangs vor ihnen erschrak, so großes Zutrauen faßte sie jetzt zu ihnen. Sie waren harmlose Geschöpfe, welche zwar höchst kümmerlich von einem Tage zum andern lebten, aber dabey die best-, frohste Laune zeigten. Acht Tage lang verweilte sie bey ihnen, und sah, wie ungemein viel Noth und Elend der Mensch zu ertragen, und dabey doch zufrieden und heiter zu seyn vermöge. An ihre Aeltern dachte sie fast in Einem fort, und wenn sie sich an das bequeme und

angenehme Leben erinnerte, das sie bey ihnen geführt hatte, so konnte sie nicht begreifen, wie sie einst dagegen so gleichgültig, und gegen ihre größten Wohlthäter auf Erden so undankbar seyn konnte. Sie empfand eine um so tiefere Beschämung darüber, da sie sah, wie anhänglich und folgsam die Zigeuner-Kinder gegen ihre Aeltern waren, die doch so wenig für sie thaten, und wie fröhlich sie ihnen dankten, wenn sie von ihnen ein Stückchen Süßwurzel oder einen Bissen hartes Brot erhielten. Oft sagte sie im Stillen zu sich: „Diese Kinder schmachten in Elend und Noth und haben gar keine Erziehung, und doch erfüllen sie ihre Kindespflichten weit williger und treuer als ich sie einst erfüllte, obgleich meine guten Aeltern mich mit Wohlthaten überhäuft, und mit meinen Pflichten genau bekannt gemacht haben!“

Eines Tages kam der älteste Sohn dieser Zigeuner-Familie frohlockend in die Hütte gesprungen, und rief jubelnd seinen Aeltern zu, ihm zu folgen. Sie gingen mit ihm fort, und Caroline begleitete sie. Es währte nicht lan-

ge, so erreichten sie einen Fahrweg, auf welchem ein Pferd lag, das wahrscheinlich einem Fuhrmanne gefallen, und von ihm seinem Schicksale überlassen worden war. Es athmete noch, aber viel Leben war nicht mehr in ihm. Die Zigeuner schlugen es sogleich vollends todt, und waren sehr geschäftig, ihm die Haut abzuziehen. Als dieß geschehen war, schnitten sie grosse Stücke Fleisch ab, und trugen sie mit lauter Freude nach der Hütte. Die Kinder sprangen jubelnd herum, wie wenn ihnen das größte Glück zu Theil geworden wäre.

Als man in der Hütte anlangte, wurde sogleich ein großes Feuer gemacht; der Vater schnitzte einen hölzernen Bratspieß, und die Mutter steckte ein Stück Pferdefleisch daran; die Kinder lagerten sich um das Feuer, und kaum war das Fleisch zur Hälfte gebraten, so schnitt man schon ein Stück nach dem andern davon ab, und verzehrte es mit dem besten Appetite. Caroline weigerte sich lange, davon zu essen, aber da sie sah, daß es den andern so gut schmeckte, und ihre Eßlust auch groß war,

so entschloß sie sich endlich, davon zu kosten. So wohl schmeckte es ihr freylich nicht, als die Braten im älterlichen Hause, aber sie überwand doch ihren bisherigen Ekel davor, und hielt von nun an immer mit, so oft die Zigeuner-Familie sich durch solch einen Schmaus froh und glücklich machte.

Was Carolinen am meisten unangenehm war, und ihr manche bittre Thränen entlockte, war der Umstand, daß das Kleid, welches sie anhatte, bereits ganz schmutzig, und, weil sie darin auch schlafen mußte, schon halb zerrissen war, daß sie ferner des Nachts auf harter Erde und im Rauche liegen mußte, und nicht recht einsah, wie sie aus diesem elenden Zustande jemahls errettet werden sollte.

Doch auch für sie schlug die Stunde der Erlösung. Am neunten Tage war sie mit der Zigeuner-Familie wieder nach dem Platze gegangen, wo man vor kurzem das Pferd gefunden hatte. Zu ihrer Freude hörte sie das Gerassel eines Wagens, und wer beschreibt ihr Entzücken, als sie bald darauf eine Kutsche erblickte.

Diese rollte schnell dahin. Caroline rief dem Kutscher zu, etwas still zu halten. Er thats, und sie eilte nun zu dem Reisenden, der im Wagen saß, nannte ihm ihren Nahmen, sagte, woher sie wäre, und in welch' einer traurigen Lage sie sich befände, und bath mit Thränen, sich ihrer zu erbarmen, und sie mitzunehmen.

Der Reisende war während ihrer Erzählung sichtbar heiter und vergnügt. Als sie geendigt hatte, versicherte er ihr, daß es ihm das größte Vergnügen mache, sie hier zu finden; daß er aus der Gegend sey, wo ihre Aeltern wohnten; daß er von ihrem Verluste gehört, und daß man sich alle mögliche Mühe gegeben habe, sie aufzufinden und von ihrem Schicksale Nachricht zu erhalten; alles sey jedoch fruchtlos geblieben; er fahre gerade nach Hause, wolle sie mit Vergnügen mitnehmen, und freue sich herzlich, ihre trefflichen Aeltern aus einer Betrübniß zu reißen, die sich nicht beschreiben lasse.

Die Zigeuner-Familie erhielt von dem Reisenden einige Gulden für die Aufnahme, die

Caroline bey ihr gefunden hatte, und diese nahm von den guten Leuten einen herzlichen Abschied. Als sie in der Kutsche saß, stürzten ihr Freudenthränen aus den Augen; sie sah gerührt gen Himmel, und stammelte: „Gott, du hast mich nicht verlassen; tausend, tausend Dank dafür!“

Am darauf folgenden Tage hielt die Kutsche vor Goldaus Wohnung. Die Mutter sah so eben kummervoll zum Fenster hinaus. Sie erblickt in dem Wagen ihre Tochter, und erkennt sie. Mit einem Freudengeschrey stürzt sie aus dem Hause. Weinend vor Freude ruft sie aus: O Gott! Caroline! Caroline! Caroline!

Der Vater eilt auch hinaus. Alles, alles stürzt freudenvoll aus dem Hause. „Da bring' ich Ihnen ein Zigeuner-Mädchen!“ spricht der Reisende zu den entzückten Aeltern; „es sieht nicht sauber aus, aber es hängt mit Liebe und einem reinen Herzen an Ihnen; nehmen Sie es mit Liebe auf!“

Caroline konnte nicht sprechen. Die Freude hatte ihr die Sprache geraubt. Ihre Thränen flossen. Sie sank den geliebten Aeltern an's Herz, und konnte sich lange nicht davon losreißen. Freunde, Bekannte, ja fast alle Bewohner des Städtchens strömten herbey, sie zu bewillkommen. Man bewies ihr allgemein die herzlichste Theilnahme. Nach einigen Stunden war auch die Familie da, bey denen sie zum Besuche war, als sie verloren ging. Mit Freudenthränen wurde die Wiedergefundene auch von ihr ans Herz gedrückt. Der Reisende mußte bey Goldau übernachten, und es wurde schnell ein Freudenmahl bereitet, dem viele Freunde beywohnten. Alles war im höchsten Grade vergnügt, am meisten Caroline und ihre guten Aeltern. Diese küßten sie oft, und konnten kaum ihre Blicke von ihr wenden. Auf das Wohl des Zigeuner-Mädchens und ihres Retters wurden mehrere Gesundheiten getrunken, und Caroline brachte am Ende auch einen Toast auf das Wohl der armen, aber gutmüthigen Zigeuner-Familie, von der sie — wie

sie sich ausdrückte — aus der größten Angst und Noth gerissen, und acht Tage lang freundlich bewirthet worden war.

So traurig auch dieser ganze Vorfall für Carolinen gewesen war, so wohlthätig wirkte er auf ihr Herz. Jetzt erst sah sie es recht ein, was sie an ihren trefflichen Aeltern hatte, und wie glücklich und beneidenswerth ihr Loos auf Erden sey. Nun änderten sich aber auch ihre Gesinnungen ganz. Sie wurde sanfter, gefügiger, bescheidner und liebenswürdiger. Fast grenzenlos war die Zärtlichkeit, mit der sie von nun an an Vater und Mutter hing; was sie ihnen an den Augen ansah, that sie ihnen zu Gefallen, und jede Gelegenheit, bey der sie ihnen ihre Dankbarkeit an den Tag legen konnte, war ihr willkommen. Dagegen lebten auch diese ganz in ihr, und drückten das liebe, gute Zigeuner-Mädchen — wie sie sie oft nannten — recht oft mit der Versicherung an ihr Herz, daß sie nun mit ihr vollkommen zufrieden wären, und ihre höchste Freude in ihrem Besitze fän-

den, einer Versicherung, die für Carolinens Gemüth ungemein erfreuend und lohnend war.

Auch als Caroline bereits glücklich verehelicht war, verminderte sich ihre Anhänglichkeit und Liebe gegen ihre Aeltern nicht. Sie war oft bey ihnen; sie fragte sie häufig um ihren Rath, und befolgte ihn; sie that alles, um ihnen ihr Leben, besonders ihre alten Tage, zu erleichtern und angenehm zu machen. Als sie krank wurden, pflegte sie dieselben mit liebevoller Sorgfalt, und beweinte sie lange, als sie ihre irdische Hülle abgelegt und jene Reise angetreten hatten, von der niemand wiederkehrt. Auch ließ sie ihnen ein Denkmahl setzen, und besuchte dasselbe oft. Wenn sie dann vor demselben stand, so blickte sie gewöhnlich gerührt gen Himmel, und sprach: „Euch, gute Aeltern, verdank' ich alles, was ich bin. Gott lohne euch dafür! Wohl mir, wenn ich euch einst vor des Allmächt'gen Throne danken, und mit euch wieder — und zwar auf ewig — vereinigt seyn kann!"

V.

Einiges aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen.

Die Mode der hohen Absätze an den Schuhen der Damen ist aus Spanien zu uns gekommen. Die Pantoffeln sind eine Erfindung des sechzehnten Jahrhunderts.

Im Jahr 1783 erfanden die Gebrüder Stephan und Joseph von Montgolfier die aerostatische Maschine, oder den Luftballon. Das erste öffentliche Experiment damit geschah zu Annonay, den 5ten Juni 1783, und die erste Luftreise zu la Muette bey Paris, den 21ten November desselben Jahres.

Der erste, der das Einimpfen der Blattern in Europa bekannt gemacht, ist ein Grie-

chischer Arzt aus Constantinopel, Nahmens Emanuel Timonus, der diese Kunst 1713 den Universitäten zu Oxford und Padua mittheilte, deren Mitglied er war.

Die Kunst, Blumen im Winter, vermittelst eines reinen und trocknen Wassersandes, in ihrer vollkommenen Schönheit zu erhalten, eignen einige dem Professor Böckler in Strasburg zu, der solche in seiner Haushaltungskunst lehrt, andere einem Jesuiten Ferrarius in Siena. Sie haben beyde in dem siebzehnten Jahrhunderte gelebt.

Die Kunst, das Blut aus einem lebendigen Körper in den andern zu leiten, ist eine Erfindung eines Hallischen Arztes, Nahmens Andreas Libarius, der sie 1615 bekannt machte. Christoph Wreen, Professor der Astronomie in Oxford, theilte sie dem berühmten Boyle 1659 mit.

Die Brillen sind schon in dem 13ten Jahrhunderte bekannt gewesen. Robert Bacon thut ihrer Meldung, so wie auch ein alter Deutscher Dichter, Nahmens Mißner (in der

Sammlung der Minnesänger), der um das Jahr 1270 geschrieben hat. Der letztere sagt ausdrücklich, daß alte Leute sich derselben beym Lesen bedienen.

Die Buchdruckerkunst wurde zu Mainz im Jahre 1440 durch Erfindung der beweglichen Buchstaben zur Vollkommenheit gebracht. Die ersten Versuche wurden 1436 gemacht. Die erste Druckerey in Amerika legte Cortez in Mexico 1524 an.

Um das J. 1690 erfand Denner, ein Flötenuhrmacher zu Nürnberg, die Clarinette.

Es ist noch nicht 300 Jahre, daß Ludwig von Berken, ein Edelmann aus Brügge, die Kunst, die Diamanten zu brillantiren, erfunden hat.

Agnes Sorel war die erste Dame in Frankreich, welche Edelsteine trug. Anna von Bretagne war die zweyte.

Die Erfindung des feinen irdenen Geschirrs, gewöhnlich Fayence genannt, geschah 1299 zu Faenza, in Wälschland.

Die Fieberrinde oder Chinn wurde aus Amerika nach Europa 1649 gebracht. Sie kam [illegible] durch den Cardinal Lugo nach Frankreich. Der Gebrauch derselben wurde aber nicht [illegible] als [illegible] da der König eine besondere Zuneigung derselben von dem Ritter Talbot einem Engländer, erkannte.

Die Erfindung der Geige gehört noch in die Zeiten der Kreuzzüge. Man hat in der königlichen Bibliothek zu Paris Handschriften von den Liedern des Königs von Navarra, Grafen von Champagne, wo dieser Prinz, auf seinem Instrumente spielend, vorgestellt wird, das dem unsrigen vollkommen gleicht. Die Damen pflegten sich damahls selbst zu accompagniren, und man findet sie so auf verschiedenen Denkmählern.

Der Gebrauch der Glocken wurde im Jahr 550 in Frankreich, 871 zu Constantinopel, und 1020 in der Schweiz eingeführet. Die Glocken selbst wurden zu Nola, in Campanien, gegen das 400. Jahr erfunden; vorher berief man die Leute zum Gottesdienste durch Anschla-

gen an gewisse Breter, die heiligen Breter daher genannt, zusammen.

Die Harmonika, ein musikalisches Instrument, das aus gläsernen Glocken besteht, deren unnachahmliche Töne der menschlichen Stimme am nächsten kommen, ist eine Erfindung des berühmten Franklin in Pensylvanien. Mamsel Davies, eine Engländerinn, hat dieses Instrument 1765 zuerst in Paris bekannt gemacht.

Der erste Kaffeh kam im Jahr 1614 nach Marseille.

Die Kartoffeln, oder Amerikanischen Erdäpfel, brachte der berühmte Englische Admiral Franz Drake zuerst 1586 aus Amerika nach Europa. In Deutschland sind sie nicht eher als 1650 bekannt geworden. Sie wurden dazumahl zuerst im Voigtlande gepflanzt.

Im Jahr 1686 erfand ein Kaufmann in Frankreich, Nahmens Jacquin, durch ein Ohngefähr, die Kunst, falsche Perlen zu machen. Seine Köchinn kochte Weißfische; er bemerkte, daß die Schuppen, die sich ablöseten,

auf der Oberfläche des Wassers eine glänzende Kruste wie Perlenmutter zurückließen. Dieser ersten Entdeckung spürte er weiter nach, und vervollkommte sie. Zu einem Pfunde von der Masse, womit man die falschen Perlen überzieht, braucht man die Schuppen von 18 bis 20,000 Weißfischen.

Die Erfindung des Schieß-Pulvers geht über den Mönch Berthold Schwarz hinaus, der durch ein Ohngefähr, der gemeinen Sage nach, auf diese Entdeckung 1330 oder 1351 gekommen seyn soll. Schon im 12ten Jahrhundert ist es auf dem Rammelsberge zur Sprengung des Gesteins gebraucht worden, und Heinrich, Pfalzgraf am Rhein, ein Sohn Heinrichs des Löwen, hat es schon im Jahr 1200 gebraucht, die Mauern eines alten Schlosses bey Tyrus zu sprengen. Nur der kriegerische Gebrauch desselben fällt ohngefähr ins 13te oder 14te Jahrhundert.

Im Jahre 1390 fingen die Damen zuerst an, auf Quersätteln zu reiten. Anna von Luxenburg, Gemahlinn Richards des II.

führte dieſes in England ein, weil ſie dieſe Art zu reiten für anſtändiger hielt.

Barlow machte 1676 in England die erſten Repetiruhren. Karl II. ſchickte eine davon an Ludwig XIV., König in Frankreich.

Die Schminkpfläſterchen ſtammen von den ſchwarzen Mählern her, welche die Araber und Perſer für eine Schönheit halten. Ihre Mode kam durch die Kreuzzüge nach Europa.

Die erſte Schokolade iſt 1520 durch einen Spanier aus Mexico nach Europa gebracht worden.

Unter Karl II. wurden in England zuerſt die Schuhſchnallen Mode; gemeine Leute, und die, welche eine Simplicität in ihrer Kleidung ſuchten, trugen aber noch lange die Schuhe zugebunden.

Die Erfindung, das Seewaſſer zu verſüßen, gehört dem Franzoſen, Priſonnier.

Die Erfindung der Seife wird von dem Römiſchen Schriftſteller Plinius den alten Galliern zugeſchrieben.

Die Sonnenschirme sind schon von den ältesten Zeiten her in allen heißen Ländern im Gebrauch. Die Italiener nennen sie Umbrelle, und von ihnen ist ihre Mode nach Norden gekommen. Die Regenschirme existiren nicht viel länger als seit einem Jahrhunderte. Die ersten waren von Wachstuch.

Die Erfindung der Spiegel von geblasenem Glase geht weit über das dreyzehnte Jahrhundert zurück, da die Deutschen Schriftsteller dieser Zeit schon als von einer bekannten Sache davon sprachen. Der Minnesänger Conrad von Würzburg sagt sogar, daß man sie aus Asche verfertigte.

Das Spinnrädchen ist 1530 in Braunschweig durch einen Bürger, Nahmens Jürgen, erfunden worden.

Die ersten Stecknadeln wurden in England 1543 gemacht. Das schöne Geschlecht bediente sich bis dahin kleiner hölzerner Stiftchen.

Das Stricken mit Nadeln ist im Anfange des 16ten Jahrhunderts erfunden worden.

Die ersten seidnen Strümpfe trug in Frankreich König Heinrich II. im Jahre 1547, und in England die Königinn Elisabeth 1561.

Der Strumpfwirker-Stuhl ist zuerst 1656 in England aufgekommen, und nach Frankreich gebracht worden.

Die ersten Tanzmeister kommen unter Ludwig XIV. im Jahr 1659 vor, wo er durch ein Edict eine Communauté von Tanzmeistern und Instrument-Spielern errichtete, deren Oberhaupt le Roi des Violons hieß. Der erste, der diesen Titel führte, war Wilhelm Dumenoir.

Das erste Pfund Thee ist 1666 durch den Lord Arlington nach England gebracht worden.

Wilhelm Harvey, ein Englischer Arzt und Naturkundiger, hat 1626 den Umlauf des Geblüts in dem menschlichen Leibe entdeckt.

Peter Hele machte die ersten Sackuhren in Nürnberg im J. 1500. Man nannte sie damahls Nürnbergische Eyer.

Gerlach, ein Professor in Wien, erfand im Jahr 1566 eine Wage, mit welcher man die Stärke des heftigsten Windes mit der größten Richtigkeit abwägen kann.

Im Jahr 276 kam der Weinbau nach Deutschland.

VI.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Zwey Eimer sieht man ab und ab
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund
Hängt jener in dem tiefsten Grund,
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht erzeugt,

chischer Arzt aus Constantinopel, Nahmens Emanuel Timonus, der diese Kunst 1713 den Universitäten zu Oxford und Padua mittheilte, deren Mitglied er war.

Die Kunst, Blumen im Winter, vermittelst eines reinen und trocknen Wassersandes, in ihrer vollkommenen Schönheit zu erhalten, eignen einige dem Professor Böckler in Strasburg zu, der solche in seiner Haushaltungskunst lehrt, andere einem Jesuiten Ferrarius in Siena. Sie haben beyde in dem siebzehnten Jahrhunderte gelebt.

Die Kunst, das Blut aus einem lebendigen Körper in den andern zu leiten, ist eine Erfindung eines Hallischen Arztes, Nahmens Andreas Libarius, der sie 1615 bekannt machte. Christoph Wreen, Professor der Astronomie in Oxford, theilte sie dem berühmten Boyle 1659 mit.

Die Brillen sind schon in dem 13ten Jahrhunderte bekannt gewesen. Robert Bacon thut ihrer Meldung, so wie auch ein alter Deutscher Dichter, Nahmens Mißner (in der

Sammlung der Minnesänger), der um das Jahr 1270 geschrieben hat. Der letztere sagt ausdrücklich, daß alte Leute sich derselben beym Lesen bedienen.

Die Buchdruckerkunst wurde zu Mainz im Jahre 1440 durch Erfindung der beweglichen Buchstaben zur Vollkommenheit gebracht. Die ersten Versuche wurden 1436 gemacht. Die erste Druckerey in Amerika legte Cortez in Mexico 1524 an.

Um das J. 1690 erfand Denner, ein Flötenuhrmacher zu Nürnberg, die Clarinette.

Es ist noch nicht 300 Jahre, daß Ludwig von Berken, ein Edelmann aus Brügge, die Kunst, die Diamanten zu brillantiren, erfunden hat.

Agnes Sorel war die erste Dame in Frankreich, welche Edelsteine trug. Anna von Bretagne war die zweyte.

Die Erfindung des feinen irdenen Geschirrs, gewöhnlich Fayence genannt, geschah 1299 zu Faenza, in Wälschland.

Die Fieberrinde oder China wurde aus Amerika nach Europa 1649 gebracht. Sie kam 1630 durch den Cardinal Lugo nach Frankreich. Der Gebrauch derselben wurde aber nicht eher gemein, als 1680, da der König eine besondere Zubereitung derselben von dem Ritter Talbot, einem Engländer, erkaufte.

Die Erfindung der Geige gehört noch in die Zeiten der Kreuzzüge. Man hat in der königlichen Bibliothek zu Paris Handschriften von den Liedern des Königs von Navarra, Grafen von Champagne, wo dieser Prinz, auf diesem Instrumente spielend, vorgestellt wird, das dem unsrigen vollkommen gleicht. Die Damen pflegten sich damahls selbst zu accompagniren, und man findet sie so auf verschiedenen Denkmählern.

Der Gebrauch der Glocken wurde im Jahr 550 in Frankreich, 871 zu Constantinopel, und 1020 in der Schweiz eingeführt. Die Glocken selbst wurden zu Nola, in Campanien, gegen das 400. Jahr erfunden; vorher berief man die Leute zum Gottesdienste durch Anschla-

gen an gewisse Breter, die heiligen Breter daher genannt, zusammen.

Die Harmonika, ein musikalisches Instrument, das aus gläsernen Glocken besteht, deren unnachahmliche Töne der menschlichen Stimme am nächsten kommen, ist eine Erfindung des berühmten Franklin in Pensylvanien. Mamsel Davies, eine Engländerinn, hat dieses Instrument 1765 zuerst in Paris bekannt gemacht.

Der erste Kaffeh kam im Jahr 1614 nach Marseille.

Die Kartoffeln, oder Amerikanischen Erdäpfel, brachte der berühmte Englische Admiral Franz Drake zuerst 1586 aus Amerika nach Europa. In Deutschland sind sie nicht eher als 1650 bekannt geworden. Sie wurden dazumahl zuerst im Voigtlande gepflanzt.

Im Jahr 1686 erfand ein Kaufmann in Frankreich, Nahmens Jacquin, durch ein Ohngefähr, die Kunst, falsche Perlen zu machen. Seine Köchinn kochte Weißfische; er bemerkte, daß die Schuppen, die sich ablöseten,

auf der Oberfläche des Wassers eine glänzende Kruste wie Perlenmutter zurückließen. Dieser ersten Entdeckung spürte er weiter nach, und vervollkommte sie. Zu einem Pfunde von der Masse, womit man die falschen Perlen überzieht, braucht man die Schuppen von 18 bis 20,000 Weißfischen.

Die Erfindung des Schieß-Pulvers geht über den Mönch Berthold Schwarz hinaus, der durch ein Ohngefähr, der gemeinen Sage nach, auf diese Entdeckung 1330 oder 1351 gekommen seyn soll. Schon im 12ten Jahrhundert ist es auf dem Rammelsberge zur Sprengung des Gesteins gebraucht worden, und Heinrich, Pfalzgraf am Rhein, ein Sohn Heinrichs des Löwen, hat es schon im Jahr 1200 gebraucht, die Mauern eines alten Schlosses bey Tyrus zu sprengen. Nur der kriegerische Gebrauch desselben fällt ohngefähr ins 13te oder 14te Jahrhundert.

Im Jahre 1390 fingen die Damen zuerst an, auf Quersätteln zu reiten. Anna von Luxenburg, Gemahlinn Richards des II.

führte dieses in England ein, weil sie diese Art zu reiten für anständiger hielt.

Barlow machte 1676 in England die ersten Repetiruhren. Karl II. schickte eine davon an Ludwig XIV., König in Frankreich.

Die Schminkpflästerchen stammen von den schwarzen Mählern her, welche die Araber und Perser für eine Schönheit halten. Ihre Mode kam durch die Kreuzzüge nach Europa.

Die erste Schokolade ist 1520 durch einen Spanier aus Mexico nach Europa gebracht worden.

Unter Karl II. wurden in England zuerst die Schuhschnallen Mode; gemeine Leute, und die, welche eine Simplicität in ihrer Kleidung suchten, trugen aber noch lange die Schuhe zugebunden.

Die Erfindung, das Seewasser zu versüßen, gehört dem Franzosen, Prisonnier.

Die Erfindung der Seife wird von dem Römischen Schriftsteller Plinius den alten Galliern zugeschrieben.

Die Sonnenschirme sind schon von den ältesten Zeiten her in allen heißen Ländern im Gebrauch. Die Italiener nennen sie Umbrello, und von ihnen ist ihre Mode nach Norden gekommen. Die Regenschirme existiren nicht viel länger als seit einem Jahrhunderte. Die ersten waren von Wachstuch.

Die Erfindung der Spiegel von geblasenem Glase geht weit über das dreyzehnte Jahrhundert zurück, da die Deutschen Schriftsteller dieser Zeit schon als von einer bekannten Sache davon sprachen. Der Minnesänger Conrad von Würzburg sagt sogar, daß man sie aus Asche verfertigte.

Das Spinnrädchen ist 1530 in Braunschweig durch einen Bürger, Nahmens Jürgen, erfunden worden.

Die ersten Stecknadeln wurden in England 1543 gemacht. Das schöne Geschlecht bediente sich bis dahin kleiner hölzerner Stiftchen.

Das Stricken mit Nadeln ist im Anfange des 16ten Jahrhunderts erfunden worden.

Die erſten ſeidnen Strümpfe trug in Frankreich König Heinrich II. im Jahre 1547, und in England die Königinn Eliſabeth 1561.

Der Strumpfwirker-Stuhl iſt zuerſt 1656 in England aufgekommen, und nach Frankreich gebracht worden.

Die erſten Tanzmeiſter kommen unter Ludwig XIV. im Jahr 1659 vor, wo er durch ein Edict eine Communauté von Tanzmeiſtern und Inſtrument-Spielern errichtete, deren Oberhaupt le Roi des Violons hieß. Der erſte, der dieſen Titel führte, war Wilhelm Dumenoir.

Das erſte Pfund Thee iſt 1666 durch den Lord Arlington nach England gebracht worden.

Wilhelm Harvey, ein Engliſcher Arzt und Naturkundiger, hat 1626 den Umlauf des Geblüts in dem menſchlichen Leibe entdeckt.

Peter Hele machte die erſten Sackuhren in Nürnberg im J. 1500. Man nannte ſie damahls Nürnbergiſche Eyer.

Gerlach, ein Professor in Wien, erfand im Jahr 1566 eine Wage, mit welcher man die Stärke des heftigsten Windes mit der größten Richtigkeit abwägen kann.

Im Jahr 276 kam der Weinbau nach Deutschland.

VI.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Zwey Eimer sieht man ab und ab
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund
Hängt jener in dem tiefsten Grund,
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht erzeugt,

Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwey,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sey.

Und dieses Ungeheuer
Hat zwey Mahl nur gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tödtet, ist es todt! —

(Fin.)

Ein Vogel iſt es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug,
Ein Fiſch iſt's, und zertheilt die Welle,
Die noch kein größres Unthier trug;
Ein Elephant iſt's, welcher Thürme
Auf ſeinem ſchweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt,
Und hat es feſt ſich eingebiſſen
Mit ſeinem ſpitz'gen Eiſenzahn,
So ſteht's, gleich wie auf feſten Füßen,
Und trotzt dem wüthendſten Orkan.

VII.

Anecdoten.

Ein mittelmäßiger Schriftsteller sagte zu dem Französischen Kritiker Piron: Ich möchte gern eine Schrift verfertigen, die noch keiner gemacht hat, und an die keiner sich machen wird.

„Machen Sie eine Lobschrift auf sich!“ versetzte Piron.

Ein junger Dichter brachte an Piron ein dickes Heft Verse, mit der Bitte, solche durchzusehen und bey jeder Stelle, welche eine Verbesserung erfordern möchte, ein Kreuz zu machen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen stellte sich der junge Musensohn wieder bey Piron

ein, und bath sich seine Handschrift zurück. — Piron überreichte sie ihm.

„Wie?" rief der Versemacher, als er seine Handschrift durchblätterte, mit selbstgefälliger Verwunderung aus; „nicht ein einziges Kreuz?"

„Richtig!" versetzte Piron. „Sie verlangen doch nicht, daß ich aus Ihrem Manuscripte einen Kirchhof machen soll?"

Maynon, Verfasser vieler schlechten, längst vergessenen Französischen Trauerspiele, hatte eine unglaubliche Fertigkeit im Reimen. Es wurde ihm weit leichter, Verse zu machen, als andern, solche zu lesen.

Ein Gedicht, zur Feyer eines Einzuges des Königs und der Königinn von Frankreich in Paris, bestand aus siebenhundert zwey und funfzig Strophen. Diese hatte er in zehn Stunden zu Papier gebracht.

Er arbeitete an einem Gedichte, das den Titel: die Wissenschaften, erhalten und aus hunderttausend Strophen bestehen sollte.

Einst fragte ihn jemand, ob er damit bald fertig seyn würde?

„O sehr bald," versetzte er; „ich habe nur noch zehn tausend Strophen zu machen."

Der berüchtigte Englische Graf Rochester begegnete eines Tages auf einem Spaziergange dem gelehrten Isaak Barrow, und sagte zu seiner Gesellschaft leise: Ich muß mir mit diesem Originale einen Spaß machen. Darauf ging er auf ihn zu, und rief: Doctor, ich beuge mich vor Ihnen bis auf meine Schuhriemen. — Mylord, erwiederte Barrow, indem er seinen Hut abnahm, ich beuge mich vor Ihnen bis auf die Erde. Rochester erneuerte seine Complimente, und sagte: Doctor, ich bin der Ihrige bis in den Mittelpunct der Erde. — Mylord, ich der Ihrige bis zu den Gegenfüßlern. — Rochester, der beynahe schon am Ende seiner Rolle war, rief jetzt: Doctor, ich bin Ihr Diener bis in die unterste Hölle. —

Mylord, versetzte Barrow, dort lasse ich Sie! und damit ging er weiter.

Eine arme Frau aus der unteren Volksclasse in B . . . begegnete auf der Straße einer ihrer Bekanntinnen.

Die letztere fragte, nach allgemeinen Erkundigungen, wie es gehe, und was aus ihrem ältesten Sohne geworden sey, der nun schon hübsch groß seyn müsse?

„O der spielt mit in der Komödie."

Das ist wohl nicht möglich! — Soll er denn Komödiant werden?

„Ne, das nicht. — Er macht nur manchmahl den Affen in der Zauberflöte. Er bekommt dafür jedes Mahl sechs Groschen; — es ist nicht so sehr um des Verdienstes willen — denn oft wird die Zauberflöte nicht gegeben; — aber es ist mir nur lieb, er kommt doch unter Menschen und lernt Lebensart."

Ein Reisender fragte einen Hausknecht in einem Wirthshause, wo er her wäre?

Ich bin aus der Grafschaft York, antwortete dieser. —

Und wie lange dienst du hier im Hause?

Sechzehn Jahre. —

Was! rief jener, ein Bursche aus einer Gegend, wo man so schlau ist, hat sich nicht so viel Geld machen können, um eine eigene Wirthschaft treiben zu können? Das ist zu verwundern! —

Ja, versetzte der Hausknecht, mein Herr ist auch aus York!

Bassompierre fragte einst den Hauptmann Shigue, wie alt er sey?

„Wahrlich," antwortete dieser, „das weiß ich nicht bestimmt. Ich glaube, ich bin entweder acht und dreißig oder acht und vierzig Jahre alt."

Wie ist es möglich, so wenig an sich selbst zu denken?

„Nun," entgegnete Shique, ich zähle wohl meine jährliche Einnahme, mein Vieh, mein bares Geld, aber was meine Jahre betrifft, so zähle ich sie nie. Ich bin sicher, daß ich sie nicht verlieren kann, und daß mir keiner davon etwas stehlen wird."

Ein Irländer, dem man die Zimmer des Prinzen von Wales in Carlton-House zeigte, behauptete, die Plafonds seyen viel zu niedrig, und wettete mit einem seiner Begleiter, daß er in weniger als einer Viertelstunde einen Menschen finden würde, der nicht gerade darin stehen könnte. Da die Wette angenommen worden war, hohlte er einen Buckligen von seiner Bekanntschaft herbey, und bey dem ersten Anblick erkannte der Andere, er habe die Wette verloren.

Der Engelländer Johnson entwickelte einst bey der Lady Thrale alle nöthigen Erfordernisse zu einem guten Gedichte und alle

Eigenschaften eines guten Dichters. Mr. Grierson, der wenig Sinn dafür hatte, suchte Johnson zu parodiren, und machte eine ähnliche Beschreibung von einem ausgesuchten Mittagsessen und den Eigenschaften eines vorzüglichen Kochs, und das Resultat davon war, daß eine gute Mahlzeit den Vorzug vor dem besten Gedichte verdiene.

„Bey meiner Ehre, Herr Grierson!“ rief Johnson aus, „Sie können sicher darauf rechnen, daß alle Hunde und Katzen Ihre Ansicht theilen.“

F... war fast alle Abende bey einer alten, sehr beschränkten und schwatzhaften Frau, in der Hoffnung, sie zu beerben, und ließ sich von ihr eine Menge langweiliger Dinge wiederhohlt erzählen.

Mein Gott, sagte sein Freund B... zu ihm, woher nehmen Sie die Geduld, sich alle Abend bey der Witwe D... stundenlang hinzusetzen, und ihr albernes Gewäsch mit anzuhören?

„Ich sehe die alten Frauen als Hühner an," versetzte er; „man muß sich ihr Gekakel gefallen lassen; denn es bringt goldne Eyer."

Der berühmte Swift sagte eines Tages auf der Kanzel vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung: Es gibt dreyerley Arten von Hochmuth; einen Hochmuth auf Geburt, einen auf Vermögen, und einen Hochmuth auf Talente. Von dem letzteren ist es nicht nöthig, gegenwärtig zu sprechen, da sich niemand unter Euch befindet, der einen solchen Fehler sich vorzuwerfen hätte.

Ein Schauspieler einer herumziehenden Truppe schrieb nachstehenden Brief an einen andern Schauspieler von seiner Bekanntschaft:

„Wertheſter Freund!"

„Endlich sind wir hier glücklich eingetroffen. Der Frachtfuhrmann hat alles ziemlich glücklich an Ort und Stelle gebracht. Die Wol-

ken sind zwar etwas geplatzt, und der Blitz ist später angekommen, als wir dachten. Unsre Gottheiten befinden sich wohl, mit Ausnahme des Amor, der die Pocken hat. Den Grazien sind die Kuhpocken eingeimpft worden; sie sind in . . . zurück geblieben, mit einer alten Burg, die aus Vergessenheit nicht wieder aufgepackt worden ist. Ein altes Schloß, ein Wald und ein Lustgarten kommen zu Wasser nach. Kannst Du mir nicht recht bald einen neuen Regenbogen schicken; unsrer ist halb verbrannt. Schreibe mir doch, wie viel eine Elle Blumengewinde kostet, und vergiß nicht, mir eine Zugbrücke und eine Festung mit meiner Wäsche zu schicken.“

„Dein aufrichtiger Freund“

N. N.

„N. S. Unsre Furien, die entlassen worden, haben, weil sie kein anderes Engagement gefunden, aus Noth Ammen werden müssen.“

Frau von . . . sagte von einem sehr plumpen und linkschen jungen Menschen, der auf ei-

nem Balle gern den galanten Stutzer spielen wollte: „Das ist eine Gans, die sich einbildet, ein Schmetterling zu seyn.“

Ein Chemiker in London machte bekannt, er habe eine Art Kugeln erfunden; wenn man diese in ein in Brand gerathenes Zimmer würfe, so würde dadurch in kurzem das Feuer gelöscht.

Der berühmte Englische Schauspieler und Schriftsteller Foote besuchte mit einigen seiner Freunde diesen Wundermann, und als Foote einige Bedenklichkeiten gegen die Wirksamkeit dieser neuen Erfindung äußerte, sagte der Chemiker sehr zuversichtlich: Glauben Sie mir, mit meinen Kugeln will ich die Hölle auslöschen!

„Wenn das der Fall ist,“ antwortete Foote, so rathe ich Ihnen, einige davon in Ihren Sarg legen zu lassen.“

Kaiser Sigismund ritt einst durch einen seichten Bach. Mitten im Wasser fing sein Pferd an, zu stallen. Ein Diener des Kaisers, der hinter ihm ritt, sagte zu einem seiner Cameraden: Das Pferd des Kaisers ist gerade so, wie der Kaiser selbst.

Der Kaiser hörte dieß, wandte sich zu dem Diener und fragte: Wie verstehst du das?

„Das Pferd stallt in den Bach, wo des Wassers schon genug ist," versetzte der Diener, „und so überhäufen auch Ew. kaiserliche Majestät diejenigen mit Gütern, die schon reich genug sind; die aber, die nichts haben, wie ich zum Beyspiel, erhalten auch nichts."

Der Kaiser nahm diese freymüthige Aeußerung gar nicht ungnädig auf, und ließ den Tag darauf zwey gleiche Kästen in sein Zimmer bringen. Den einen füllte er mit Ducaten, der andere aber wurde mit Bley gefüllt.

Nun ließ er den Diener zu sich rufen, und sagte ihm: „Nimm von diesen beyden Kästen einen nach freyer Wahl, und behalte ihn als

Belohnung für deine treuen Dienste. In dem einen ist Gold, in dem andern nur Bley."

Der Diener nahm gerade den Kasten, in welchem das Bley war.

Der Kaiser gab ihm einen Schlüssel, um den Kasten zu öffnen, und als er darin nur Bley fand, sagte der Kaiser zu ihm:

„Siehst du nun, daß du kein Glück hast. — Es lag nicht an mir, dich reich zu machen, sondern an dir. Du hast aber das Glück, das ich dir both, nicht annehmen wollen. Dieß ist nicht meine, sondern deine Schuld."

Georg II., König von England, war wegen der Ernennung eines Vicekönigs von Irland anderer Meinung als seine Minister. Diese bestanden darauf, der König möchte den Lord Harrington dem Herzog von Dorset vorziehen, den Georg viel lieber ernannt hätte. Aus Verdruß über diesen Widerspruch war der König vom Conseil weggegangen, und hatte sich in sein Zimmer begeben, worüber die Minister

in große Verlegenheit geriethen, weil er keine Entscheidung von sich gegeben hatte. Da sie sahen, daß der König nicht wieder kam, sendeten sie den Lord Chesterfield an ihn ab, und rechneten dabey auf dessen geistige Hülfsmittel, um den Monarchen zu besänftigen, und von ihm zu erhalten, was sie wünschten. Chesterfield öffnete ganz sachte die Thüre, und näherte sich sehr ehrfurchtsvoll dem Lehnstuhl, worein der König sich geworfen hatte. „Sire, sagte er, ich habe den Auftrag, zu vernehmen, welchen Nahmen Eure Majestät befehlen, daß man in das Patent setzen soll.“ — Meinetwegen den Teufel, antwortete der König zornig. — Aber, Sire, erwiederte der Minister ganz ernsthaft, er wird darin getreuer und geliebter Vetter Eurer Majestät genannt! — Georg brach in Lachen aus, und die Versöhnung war glücklich zu Stande gebracht.

Bey der Anwesenheit des nachmahligen Kaisers von Rußland Paul I. in Paris, un-

ter dem angenommenen Nahmen eines Grafen von Norden, wurde ihm zu Ehren, unter andern Festen, auch zu Chantilly ein Divertissement vor ihm aufgeführt, worin er mit verändertem Nahmen erschien.

Nach dem Schauspiele wandte sich Paul an den Verfasser des Stücks, Langeron, und sagte zu ihm: „Ihre Lieder sind wohl hübsch; Sie haben mir artige Sachen in den Mund gelegt; allein Eines haben Sie doch vergessen, und das ist sehr wichtig; ich bin untröstlich darüber.“

Die Angst des Verfassers stieg mit jedem Worte, das der Prinz sagte. Endlich zog dieser ihn aus der Verwirrung und fuhr fort: „Sie haben ja vergessen, von meiner Erkenntlichkeit zu sprechen, und das ist es eben, was mich in diesem Augenblicke beschäftigt.“

Im Monathe Juni 1798 erhielt eines der ersten Handelshäuser zu Gothenburg, in Schweden, einen Brief aus London, worin

dasselbe ersucht wird, Nachforschungen nach einem jungen Menschen anzustellen, der sich aus dem Hause eines reichen Banquier geflüchtet habe, und zu Schiffe nach Schweden gegangen seyn solle. Diesem Briefe war das Signalement des jungen Menschen beygefügt. Er wurde für den Thäter eines Diebstahls von zwölf tausend Pfund Sterling in Banknoten erklärt. „Gelingt es Ihnen, hieß es ferner in dem Briefe, den Schuldigen ausfindig zu machen, so begnügen Sie sich damit, ihn seinen Raub wieder herausgeben zu machen, weil er zu einer angesehenen Familie gehört, die wir schonen wollen; dann haben Sie die Güte, ihm dreyhundert Guineen in Gold auszuzahlen, mit der Bedingung, daß er sogleich nach Indien gehe, und nichts wieder von sich hören lasse.“

Der Schwedische Kaufmann, an den dieser Brief gerichtet war, ließ überall nachforschen, und endlich sah er eines Tages auf der Börse einen jungen Menschen, dessen Gesicht ganz der Beschreibung des Steckbriefes entsprach. Er

redet ihn an, findet, daß er ein Engelländer ist, und ladet ihn ein, ihm zu folgen. Der junge Mensch zögert, wird bald roth, bald blaß, und fängt endlich an zu weinen; kurz, noch ehe er an das Haus des Kaufmannes kommt, hat er schon Alles eingestanden. Da er in dessen Cabinet ist, wirft er sich ihm zu Füßen, bittet, ihn nicht den Gerichten auszuliefern, und stellt die zwölftausend Pfund zurück, die noch fast unberührt in einer Brieftasche lagen, welche den Nahmenszug des Londner Banquiers enthielt. Der Schwedische Kaufmann macht ihm ernsthafte Vorstellungen, gibt ihm hierauf, dem erhaltenen Auftrage gemäß, dreyhundert Guineen (ungefähr 600 Ducaten), und verspricht ihm, eine baldige Gelegenheit, nach Bengalen zu reisen, für ihn ausfindig zu machen. Er beeilte sich nun, dem Londner Banquier Nachricht zu geben, daß seine zwölf tausend Pfund wiedergefunden sind, und erhielt zur Antwort, man wisse gar nicht, was er damit sagen wolle. Kurz, es ergab sich, daß die Banknoten alle falsch waren, und nichts

an der Sache wahr, als die dreyhundert Guineen, die der Spitzbube erhalten hatte.

Der Engelländer Topham war von einer ungeheuern Größe und Dicke. Als er einst im Covent-Garten spazieren ging, sprach ihn eine arme Frau um Almosen an.

Er verweigerte dieß.

„Nun," sagte sie, „so bitte ich Sie wenigstens um einen Ihrer alten, abgelegten Schuhe."

Was will sie damit machen?

„Ich will ihn zur Wiege für mein Kind nehmen."

Carl II., König von England, verdankte seine Krone den Diensten, welche mehrere seiner Anhänger und besonders Lord Shesbury ihm erwiesen hatten. Der König vergaß sie schnell, und that für diesen Lord gar nichts. Eines Tages, als dieser bey dem Könige war,

wurden die Deputirten von Schottland angemeldet, und Carl, der ihrer Anforderungen schon überdrüßig war, sagte zum Lord: „Machen Sie den König, und ich will Ihre Stelle vertreten.“ — Lord Shesbury redete dem zu Folge die Deputirten an. „Meine Herren, sagte er zu ihnen, verwundern Sie sich nicht, wenn ich noch nichts für Sie gethan habe! Hier ist der Lord Shesbury (indem er auf den König zeigte), dem ich meine Krone zu verdanken, und dem ich dessen ungeachtet noch nicht das mindeste Zeichen von Erkenntlichkeit gegeben habe.“

Der auch durch seine witzigen Einfälle berühmte Professor Kästner, zu Göttingen, hatte einst einem Bekannten eine Summe Geldes vorgestreckt; dieser aber dachte gar nicht an die Wiederbezahlung.

Da Kästner das Geld selbst brauchte, erinnerte er ihn sehr höflich an die Zurückgabe des Geliehenen. Als der Schuldner dessen un-

geachtet noch keine Rücksicht darauf nehmen wollte, schrieb Kästner folgenden Brief an ihn: „Einem Studirensollenden, der auf der Universität nicht zum ordentlichsten lebte, schrieb seine Mutter deßwegen sehr bewegliche Vorstellungen. — Nun, wenn du dich dadurch nicht rühren lässest, sagte sein Stubenbursche zu ihm: so wird dich dieser Brief am jüngsten Tage verklagen. — O! war seine Antwort, da sprech' ich, ich hab' ihn nicht bekommen. — Wenn Ew. Wohlgeboren von dem Briefe, den ich Ihnen etwa vor drey Wochen zu schreiben mir die Freyheit genommen habe, auch so sagen wollen, so werde ich bitten, solches eher zu thun, als am jüngsten Gerichte.„

Halte mich auf der Reise frey, sagte ein armer Kapuziner zu einem reichen Jesuiten, wir sind ja Brüder!

„Richtig," versetzte der letztere, „aber unsere Börsen sind keine Schwestern."

Ein Engländer überreichte dem Großbritannischen Minister Walpole den Entwurf zu einer Taxe auf die Hunde. Nachdem der Minister die Sache geprüft hatte, gab er ihm zur Antwort: „Ihre Idee, mein Herr, ist gar nicht übel, wenn ich sie aber ausführte, so würden alle Hunde in den drey Königreichen hinter mir drein bellen.“

Die Lady Carteret, Gemahlinn des Lord-Lieutenants von Irland, sagte eines Tages zu Swift: „Die Luft in Ihrem Vaterlande ist sehr gut.“ Swift kniete sogleich nieder, und rief: „Um Gottes Willen, sagen Sie das ja nicht in England, denn man würde eine Steuer darauf legen.“

Inhalt.

Seite.

I. Der verkannte Sohn 1

II. Naturhiſtoriſche Unterhaltungen.

Fortſetzung 114

Das Pferd. Der Eſel. Der Zebra. Das wilde Schwein. Das zahme Schwein. Das Biſamſchwein. Das Flußpferd. Säugende Seefiſche: Der gemeine Wallfiſch. ꝛc.

III. Stimmen der Weisheit . . . 129

IV. Kindliche Dankbarkeit . . . 137

V. Einiges aus der Geſchichte der Erfindungen und Entdeckungen . . . 181

VI. Räthſel 191

VII. Anecdoten 194